Quick

DIE AKTUELLE ILLUSTRIERTE

MÜNCHEN, 29. JANUAR 1950 JAHRG. 3 NR. 5 40 PF. L

Kopfjäger mit der Kopfkamera

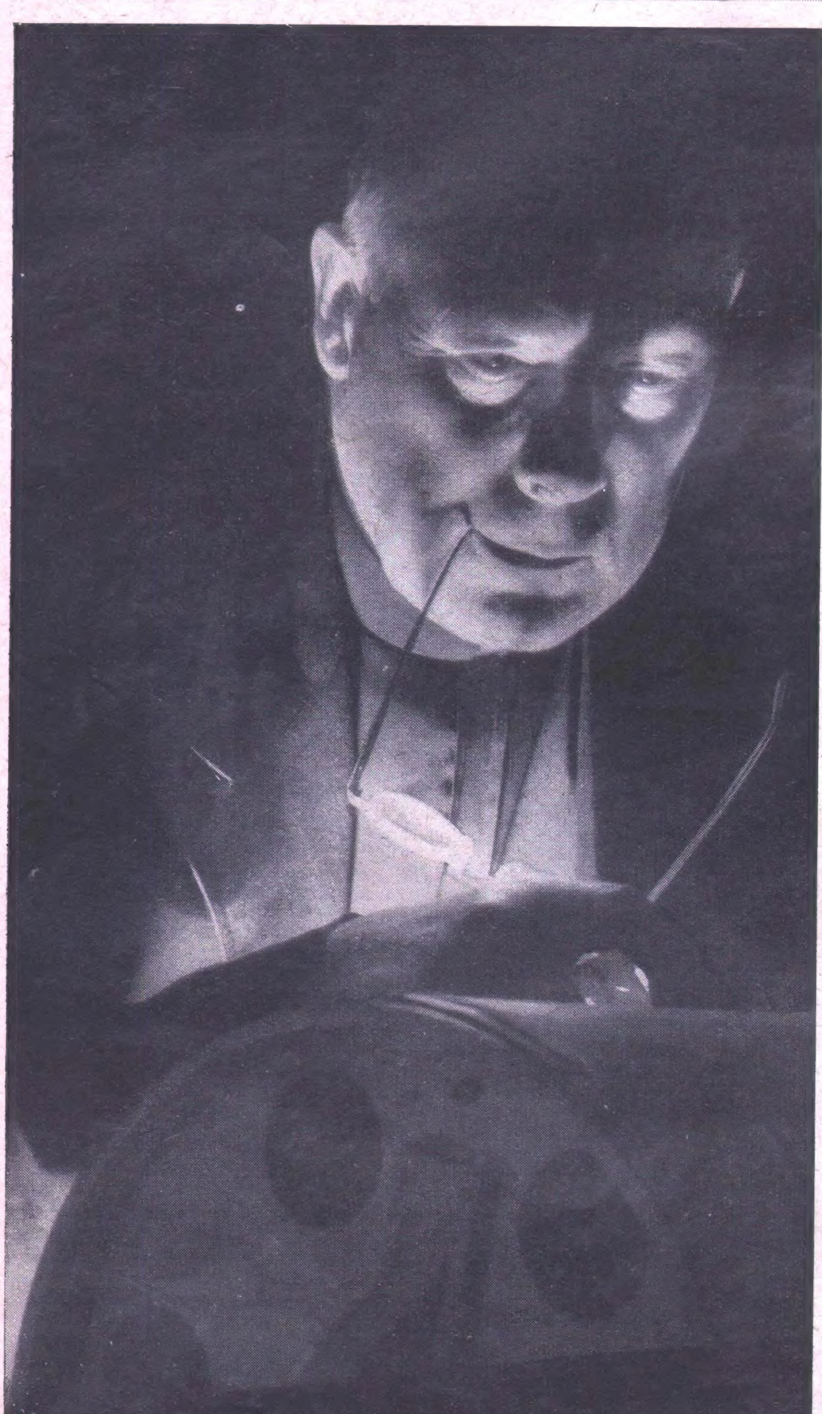
Hans Ertl hatte einen Einfall: bei der deutschen Anden-Kundfahrt 1950 will er in den bolivianischen Kordilleren die echte, ungestellte, harte Realität des Lebens im Bild einfangen. Ertl ist einer aus der Gruppe von Forschern und Berichterstattern, die für QUICK in Asien, Afrika und Südamerika tätig sind. Sie werden für die QUICK-Leser durch ihre Bilder die weite Welt nach Deutschland hereinbringen.





ITALIEN: EINE MUTTER BRINGT IHRE SÖHNE INS GEFÄNGNIS — AUS LIEBE. Während des Krieges hatte Signora Briguglia aus Palermo Angst um ihre zwei Söhne Pietro und Francesco: sie waren Soldaten. Auch nach dem Krieg kam für sie kein Frieden: Pietro und Francesco wurden Mitglieder der Giuliano-Bande. Tag und Nacht war die Mutter deshalb in Sorge. Da entschloß sie sich schließlich zu einem schweren Gang: sie besuchte Oberst Lucca (links), der das Polizeiunternehmen gegen Giuliano leitet. Lucca versprach, daß die Söhne Mutter Briguglias nichts Schlimmes zu erwarten hätten, wenn sie sich freiwillig stellten. Ihrer Mutter zuliebe taten sie es (oben). Jetzt warten sie auf ihre Verhandlung.

JENSEITS DER GRENZEN





FINNLAND: WAS BRINGT ER AUS MOSKAU MIT? Frau Savonenkov (Mitte) holt auf dem Bahnhof Helsinki ihren Mann ab: General Savonenkov (in Uniform), den Gesandten Moskaus. Er war lange Zeit in der Sowjet-Union, jetzt ist er zurückgekommen — gerade noch rechtzeitig zu den finnischen Präsidentschaftswahlen. „Volksdemokratische" (= kommunistische) oder sozialdemokratische Regierung wie bisher ist die Frage, die die finnische Öffentlichkeit bewegt. Savonenkov wird diplomatisch versuchen, die Entscheidung zugunsten seines Landes zu beeinflussen. Die russische Presse aber fordert offen Schritte gegen „Reaktion" und Störenfriede der finnisch-russischen Beziehungen.



USA: ATOMBOMBEN-PSYCHOSE. Joseph Lynch, ein amerikanischer Physiker und Fachmann für seismographische Messungen, beobachtet sein Instrument: schlägt es aus, beweist es eine Atombomben-Explosion in Rußland? Der englische Publizist Kenneth de Courcy hatte sie vorausgesagt, wie schon vor Monaten die Explosion der ersten russischen Atombombe. Courcy spricht von einer Explosion im Süden Zentral-Asiens, im Baugebiet eines riesigen Kanals vom Aral-See nach Sibirien, über den wir in dem Bildbericht „Klima-Krieg" (Jahrgang 2, Nr. 51) schon berichteten.

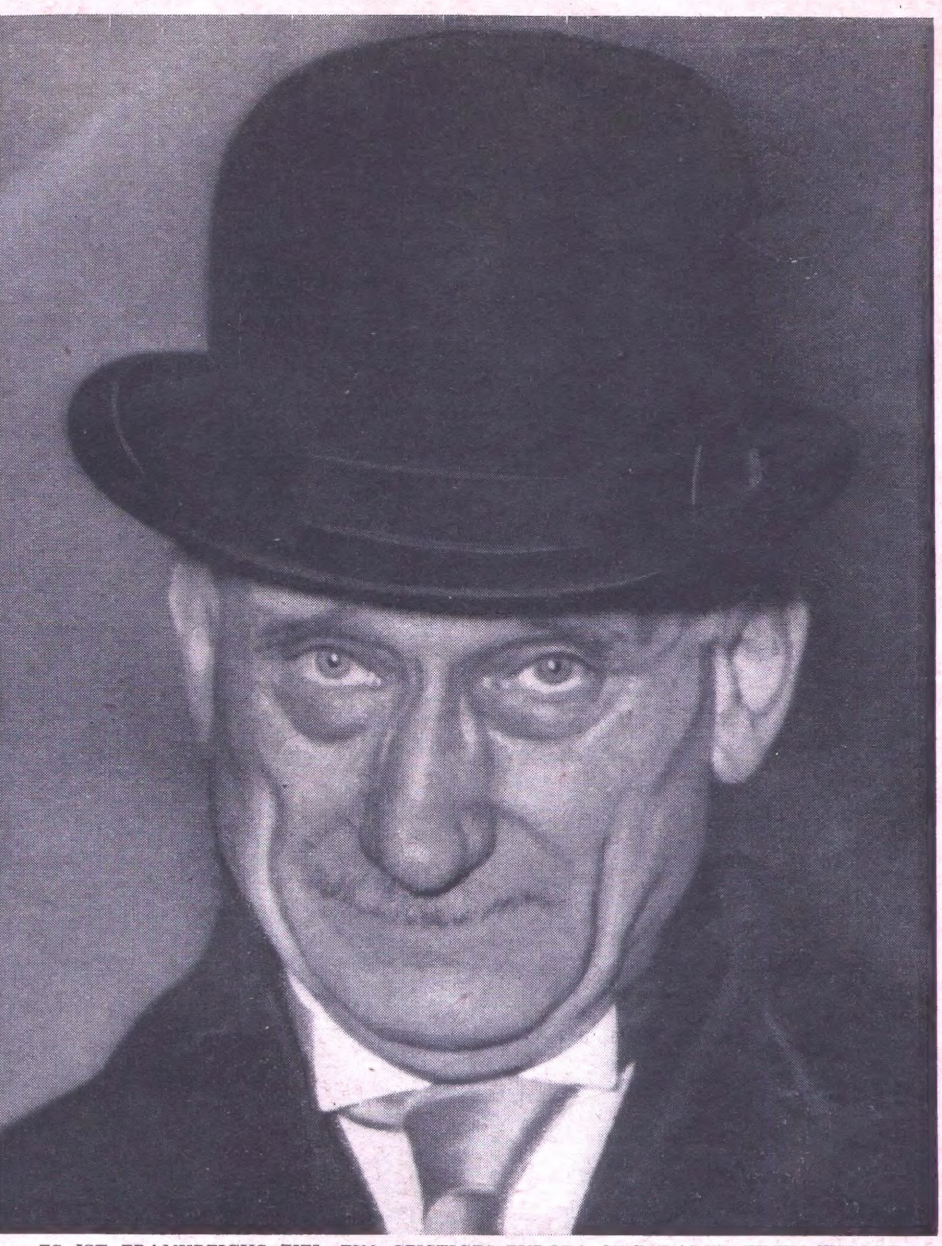
USA: KEINE ANGST VOR DER ATOMBOMBE! Das ist das Fazit eines sensationellen Buches von Vannevar Bush, dem wissenschaftlichen Leiter der amerikanischen Rüstungsforschung. „Der Verteidiger ist heute stärker als der Angreifer", schreibt Mr. Bush. Amerikas Waffen sind bereit, angefangen von der „Bazooka", dem „Schultergeschütz ohne Rückstoß", dessen neuestes Modell (unser Bild) bei Manövern in den USA jetzt vorgeführt wurde, bis zum modernsten Düsenjäger und der Spezial-Granate, die jede Atombombe vorzeitig zur Explosion bringen kann.

Fotos: dpa, Look, Rudolf Sulzmann

AUS DEUTSCHLAND



VIEREINHALB JAHRE NACH KRIEGSENDE krachen in Essen immer noch Detonationen: in der Waffenschmiede Deutschlands, den Kruppwerken, wird wieder ein Schornstein gesprengt — die Demontage geht weiter. Allerdings wurden 1200 Werkzeugmaschinen bei Krupp jetzt durch eine Anordnung der Hohen Kommission als Reparationsgüter-Lieferung zurückgehalten, um zum Wiederaufbau Deutschlands eingesetzt zu werden.



„ES IST FRANKREICHS ZIEL, EIN GEISTIGES EUROPA UND DAMIT EINEN EUROPÄISCHEN GEIST ZU SCHAFFEN", mit diesen Sätzen umriß Frankreichs Außenminister Schuman beim Beginn seines Deutschlandbesuches in Mainz die von ihm vertretene politische Linie des deutsch-französischen Verhältnisses: eine Beilegung der deutsch-französischen Spannungen im Bereich eines neuen, anzustrebenden Europa. Schuman, der gebürtiger Lothringer ist, im ersten Weltkrieg als Offizier in der deutschen Armee kämpfte und fließend deutsch spricht, bringt wie kaum ein anderer französischer Staatsmann alle Voraussetzungen zu einer vernünftigen Regelung der viele hundert Jahre alten Gegensätze zwischen Frankreich und Deutschland mit. In Bonn besprach er vor allem den Handelsvertrag, die Saarfrage und den Südweststaat, in Berlin hatte er auch Gespräche mit Vertretern Rußlands.



ZWEI RUSSISCHE STAATSBÜRGER standen in Berlin im Mittelpunkt einer Feier des „Demokratischen Blocks": Botschafter der UdSSR, Puschkin (rechts), und Staatspräsident der Ostzonenregierung, Wilhelm Pieck, Oberst der Sowjet-Armee (links). Der Grund der Feier: Pieck wurde 74 Jahre alt.



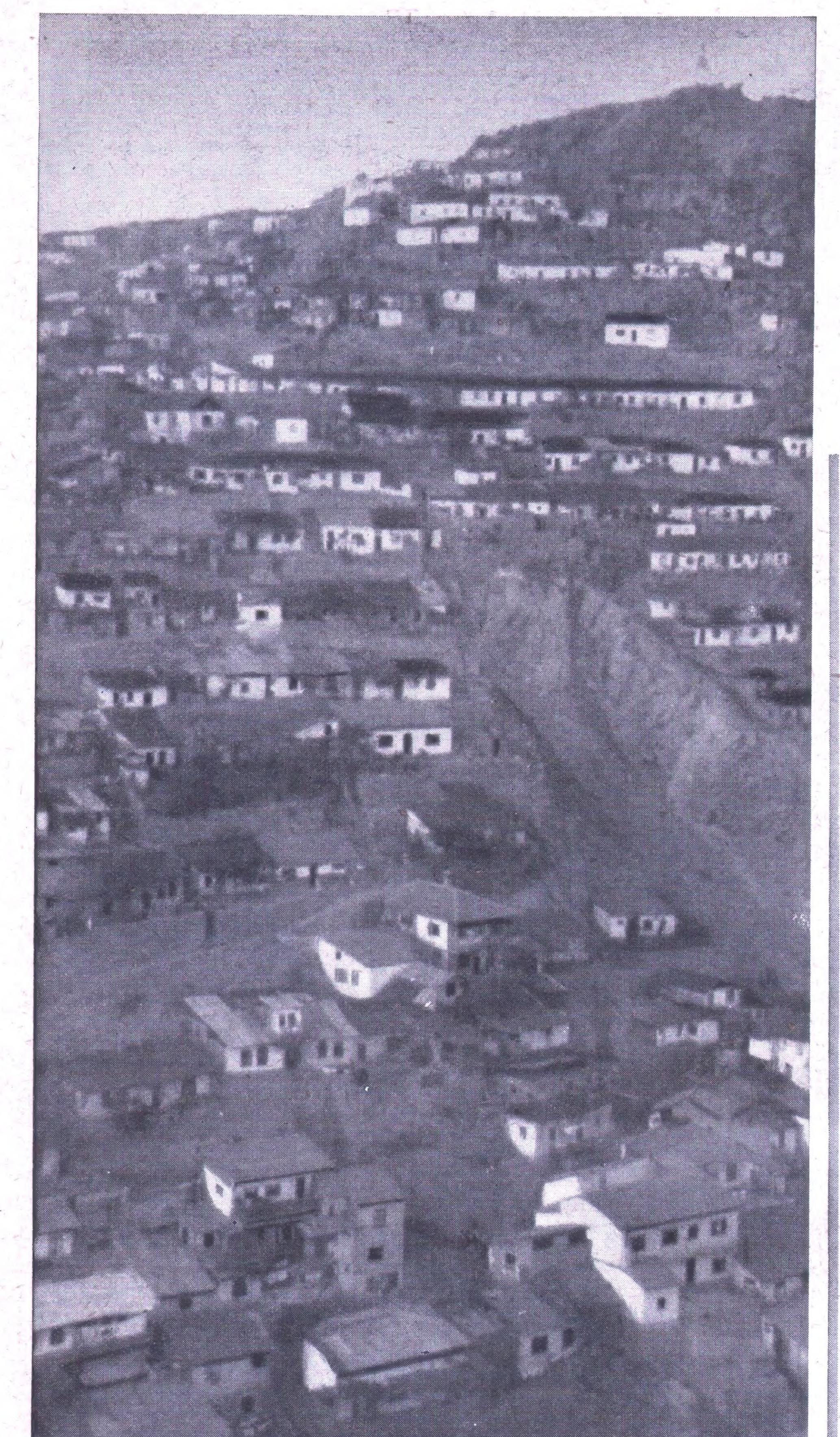
„DIE VERSELBSTÄNDIGUNG DES DEUTSCHEN BÜRGERS ist der Grundstein des deutschen Staatsbaues" — das sind die Worte aus einem Interview, das der amerikanische Hohe Kommissar McCloy am Kreuzeck, wo er mit seiner Familie zum Skilauf weilte, gab. Am 21. Januar flog er nach Washington, um das gesamte Deutschlandproblem, besonders aber die Friedensvertragsfragen, zu besprechen.



Fotos: dpa, Acip-Mauritius, Photo-Studio-Meinen

Dem Quick-

QUICK wird im Jahr 1950 durch eine Gruppe hervorragender Fachleute, Forscher und Journalisten ein getreues Bild der weiten Welt nach Deutschland hereinbringen. Mit Flugzeug, Schiff und Auto sind unsere Mitarbeiter unterwegs, um weite Strecken der Welt zu bereisen. Ihre neuen



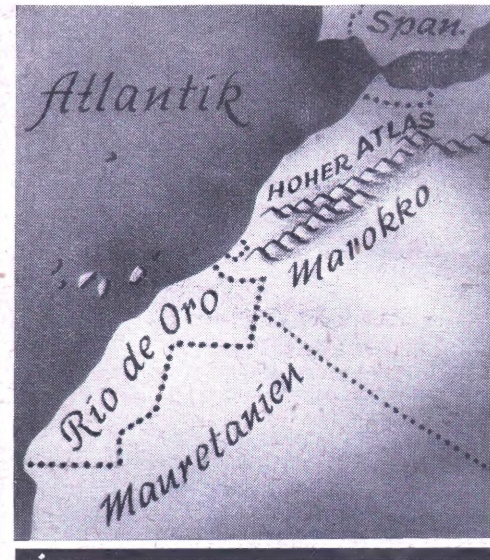
„IN DER NACHT GEBAUT" — heißt der Stadtteil der türkischen Hauptstadt Ankara, in dem 80 000 Menschen in selbstgebauten Lehmhütten hausen; die große Wohnungsnot in Ankara und das Verbot, sich einfache Häuser in dieser modernen Hauptstadt zu bauen, zwang die Wohnungslosen, nachts sich selbst Lehmhütten zu errichten. Am nächsten Morgen kostete das verbotene Bauen 25 türkische Pfund Strafe — doch damit wurde gleichzeitig der Grund und Boden, auf dem das „verbotene" Haus steht, vom Staat erworben.

DIE TÜRKEI UND GRIECHENLAND von heute sind das Arbeitsgebiet von Ernst Hausknost, dessen erster großer Bericht über die Grenzgebiete Griechenlands, aus denen gerade die Kommunisten vertrieben worden sind, in Nummer 2 erschien. Weitere Berichte über diese beiden Länder, die an einer Nahtstelle zwischen Ost und West liegen, werden in den nächsten Ausgaben veröffentlicht.



Ernst Hausknost

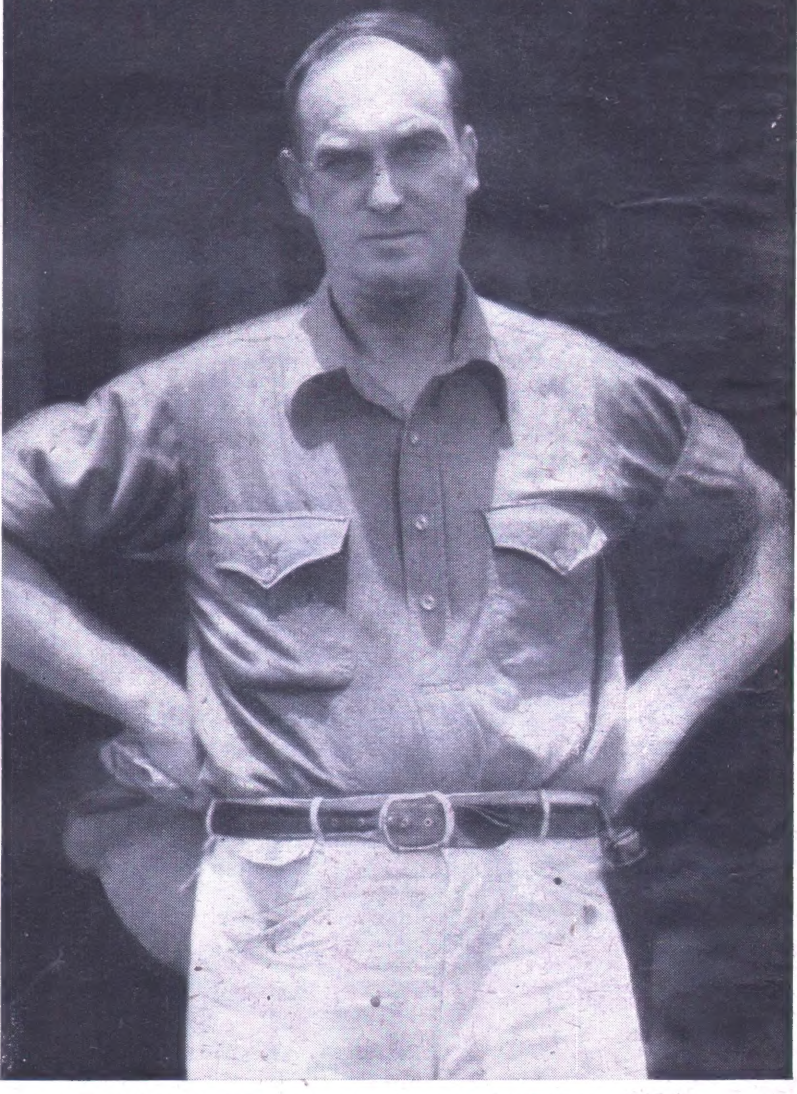
Fotos: Ernst Hausknost



NACH NORD- UND WEST-AFRIKA, in das Weißen bisher unzugängliche Gebiet von Rio d'Oro, des Anti-Atlas, der Höhlenbehausungen der Rifkabylen und der berberisch-atlantischen Fischerbevölkerung ist im November Professor Dr.

Hugo Bernatzik

aufgebrochen. Der weltbekannte Wissenschaftler und Forschungsreisende wird neben ethnographischen Beiträgen dort Bildberichte zum Beispiel über das Aussterben der Wüstenräuber, das weitere Vordringen der Sahara nach Süden, die Folgen des modernisierten Wüstenverkehrs und über die geheimnisvollen Tuaregs machen.



EIN EINMALIGER TYP DES FORSCHUNGSREISENDEN: PROFESSOR DR. HUGO BERNATZIK, WIEN. In vierzehn großen Buchveröffentlichungen, von denen einige Welterfolge wurden, hat der Forscher über seine fünf Expeditionen nach Afrika, seine Forschungen in Rumänien, Albanien, am Nördlichen Eismeer, in Lappland und über seine Reisen nach der Südsee, Indonesien und Hinterindien berichtet. Seine oftmals sensationellen Bildberichte gingen durch die Weltpresse. Bernatziks wissenschaftliches Ziel ist, die Völkerkunde zur Grundlage der modernen Kolonisation auszubauen; er verlangt eine Annäherung der Völkerkunde an die Medizin, Anthropologie und Erbbiologie. Das bedeutete eine wissenschaftliche Revolution — doch Bernatzik hat sich heute durchgesetzt.

Leser gehört die Welt

und zum Teil sensationellen Berichte wird QUICK als einzige deutsche Illustrierte veröffentlichen. Auf diesen und den nächsten Seiten stellen wir die Männer vor, deren Namen und Leistungen in Deutschland und in der Welt bekannt sind und deren Bildberichte aus Asien, Afrika und Südamerika fortlaufend in QUICK erscheinen werden.



ENDE 1949: DIE FAHRT ZUR SAHARA BEGINNT. Die Frau des Forschers, Emmy Bernatzik, und seine Tochter Ingrid, Wiener Studentin (links), treffen die letzten Vorbereitungen an den Spezial-Wüstenwagen, die die vier Teilnehmer der neuen Bernatzik-Expedition durch Afrika tragen werden.



400 km ÜBERS OFFENE MEER legte Professor Bernatzik mit diesem Doppelkanu zurück. Es stammt von der Insel Mailu und Bernatziks Weg führte ihn südöstlich von Neuguinea entlang.



SECHS MANN WAREN NÖTIG, um den von Hugo Adolf Bernatzik erlegten gewaltigen Tiger abzutransportieren. Das Tier wurde nicht von einem sicheren Hochstand herab erlegt, sondern nach einer aufregenden Hetzjagd mit Hunden, die zu Fuß durch den Dschungel führte, zur Strecke gebracht. — Ehe der österreichische Forscher als Dreißigjähriger seiner eigentlichen Berufung folgen konnte, hatte er Medizin, Volkswirtschaft, Ethnologie, Anthropologie und Psychologie studiert und war kaufmännisch und in der Industrie tätig gewesen — die beste Vorbereitung für die vielfältigen Aufgaben eines Expeditionsleiters.



DES FORSCHERS BESTE ASSISTENTIN: EMMY BERNATZIK. Hier steigt sie in Hinterindien von dem gewaltigen Elefantenbullen ab, der ihr als Reittier diente. Seit 1928 ist Hugo Bernatzik mit der Völkerkundlerin und Kinderpsychologin verheiratet, die ihn auf fast allen Reisen begleitet hat und auch jetzt wieder mit Mann und Tochter unterwegs ist.

Fotos: Dr. Hugo A. Bernatzik. Alle Karten: Günter Pahl

Fortsetzung ➡



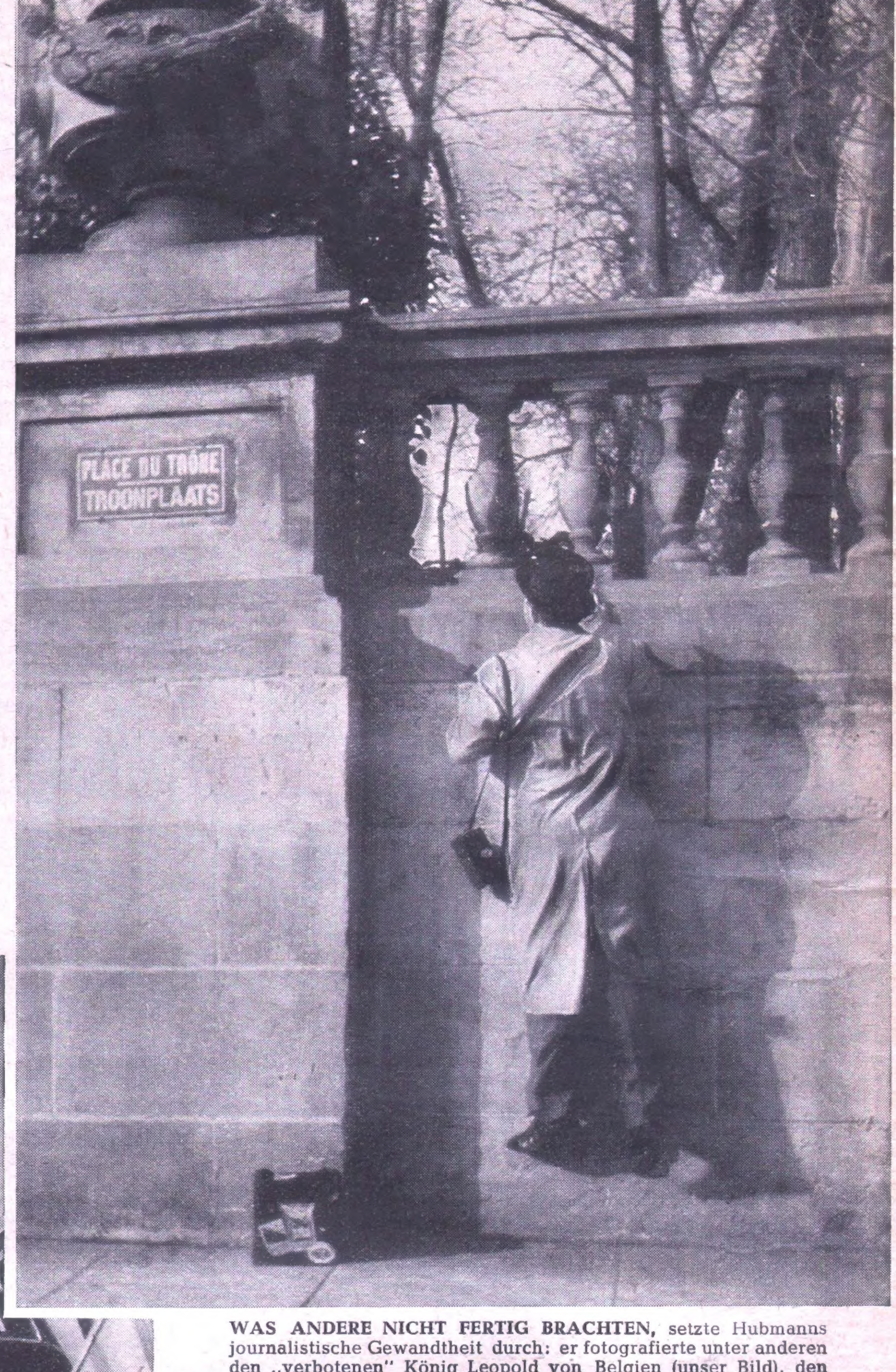
DIE SUDAFRIKANISCHE UNION und ihre Randgebiete sind das Ziel des QUICK-Reporters

Hanns Hubmann

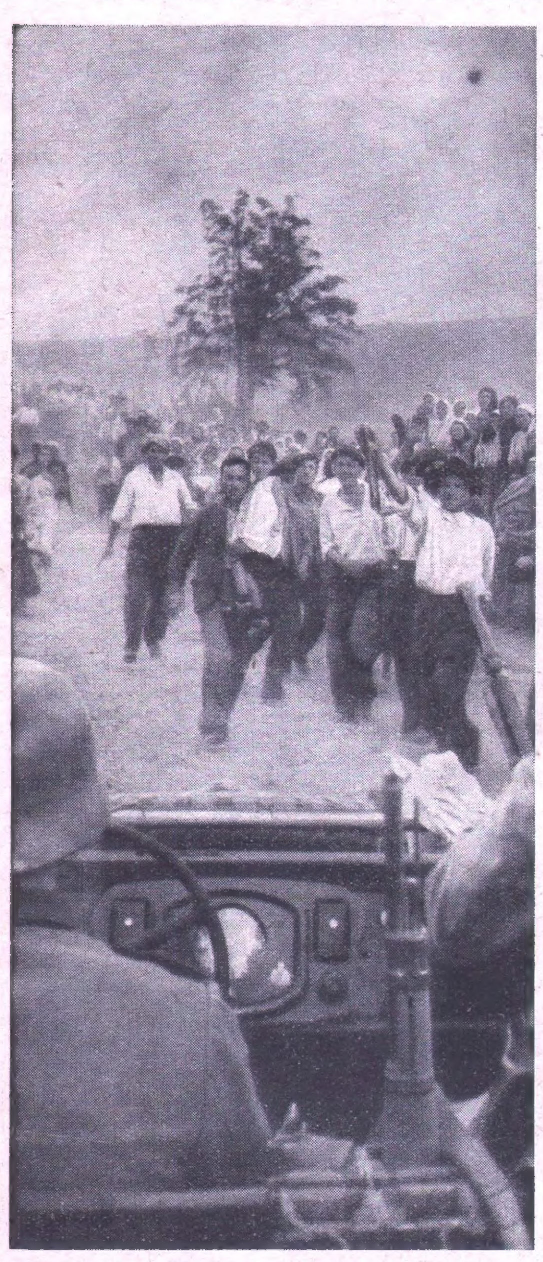
Unser Mitarbeiter begibt sich auf dem Luftweg nach Südafrika. Er wird über die inneren und äußeren Veränderungen, die wirtschaftliche Entwicklung seit dem Kriege, das ganz besonders kompliziert gelagerte Rassenproblem, die Eingliederung der Emigranten und Südafrikas Rolle in der großen Auseinandersetzung zwischen den Weltmächten berichten



SEIT ACHTZEHN JAHREN ist der vierzigjährige Hubmann als Bildreporter tätig. Das Ingenieurstudium gab er auf, um zu fotografieren, flog wegen seiner „Leica-Knipserei" aus der Lichtbildlehranstalt und veröffentlichte 1932 die erste von vielen hundert Reportagen.



WAS ANDERE NICHT FERTIG BRACHTEN, setzte Hubmanns journalistische Gewandtheit durch: er fotografierte unter anderen den „verbotenen" König Leopold von Belgien (unser Bild), den betenden Franco, als Kellner verkleidet einen olympischen Kongreß, aus der Hosentasche heraus das Innere Gibraltars.



IM KRIEG war Hanns Hubmann Bildberichterstatter auf allen Kriegsschauplätzen. Bei der Eroberung Kischinews hielt er — den Truppen vorausfahrend — die Bevölkerung im Bilde fest, als sie die Deutschen begrüßt. Seit 1936 war Hanns Hubmann mit einem Exklusivvertrag bei der „Berliner Illustrierten Zeitung" tätig; ungewöhnliche Sportreportagen, Film- und Theateraufnahmen sowie Mode- und Gesellschaftsberichte machten seinen Namen weit über Deutschlands Grenze hinaus bekannt.



NACH DEM KRIEG holte ihn die amerikanische Armeezeitung „Stars and Stripes" als Bildberichterstatter. Er flog als erster deutscher Fotograf mit „Jet-Jägern", den schnellsten amerikanischen Flugzeugen. Für die Zeitschrift HEUTE und seit ihrem Bestehen für QUICK tätig, hat Hubmann seit 1945 schon wieder mehrere Auslandsreportagen durchgeführt. Viele seiner Aufnahmen sind vor und nach dem Kriege in den größten ausländischen Illustrierten erschienen.



ZUM ERSTENMAL PRIVAT FOTOGRAFIERT: DER „NAPOLEON DER ANTILLEN", Fulgencio Battista, der Diktator von Cuba. Hubmann bereiste beinahe alle europäischen Länder, Amerika, Westindien und Nordafrika. Unser unteres Bild zeigt ihn auf der Nordafrika-Reise mit seiner Frau und Mitarbeiterin Lisl als Gast des Paschas von Xauen in Spanisch-Marokko.



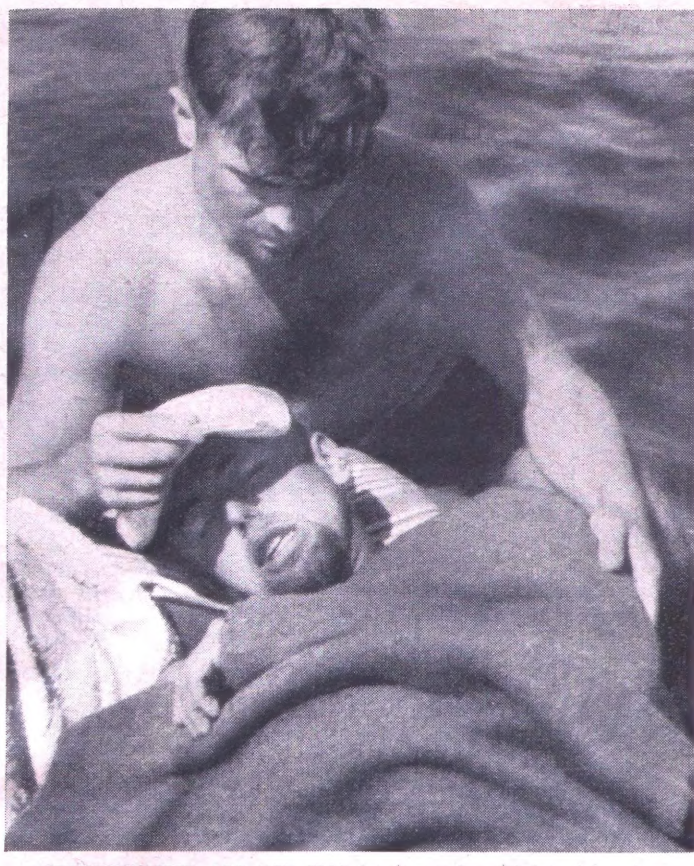
Fotos: Hanns und Ursel Hubmann



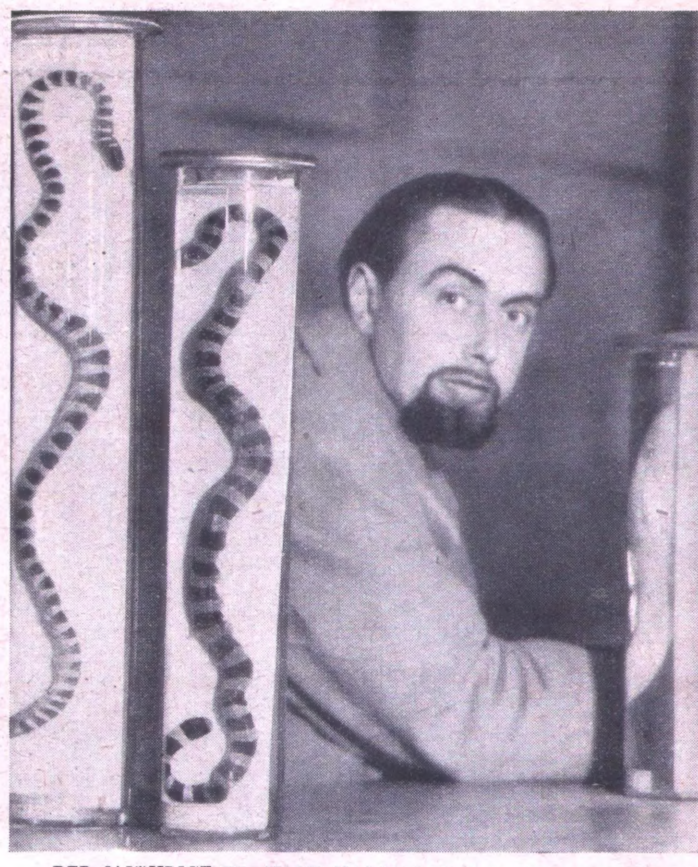
DAS ROTE MEER, gefürchtet und berüchtigt wegen der großen Hitze und seiner besonders gefährlichen Haifische, ist das Ziel des Unterwasserforschers

Hans Hass

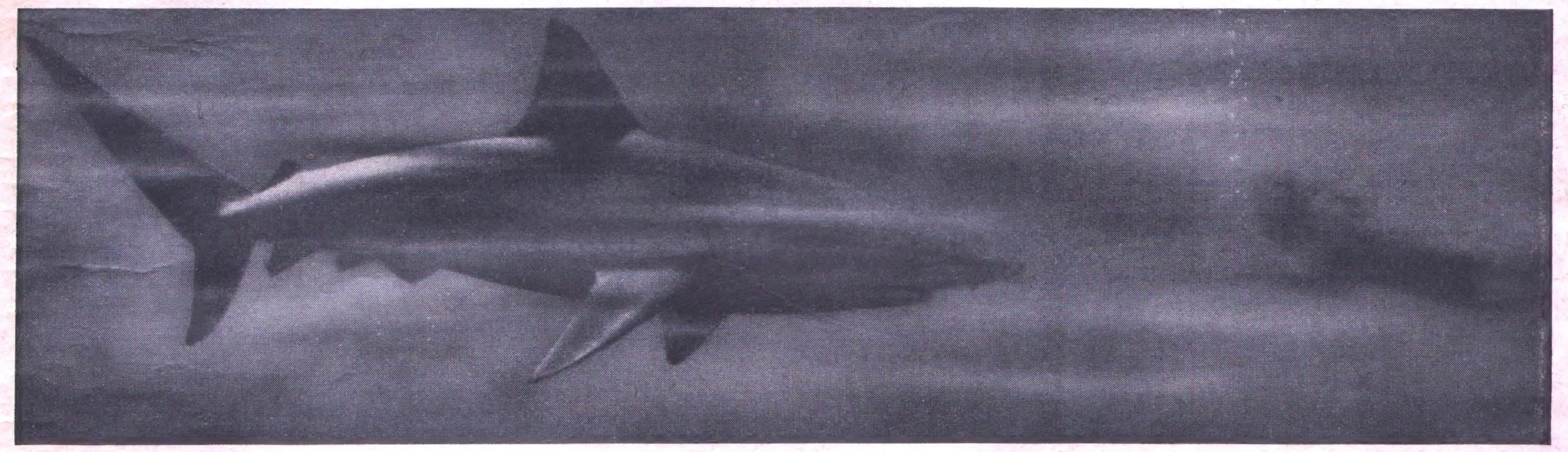
des jungen Wiener Wissenschaftlers, der durch seine sportliche Methode der Naturwissenschaft neue Wege gewiesen hat. Dr. Hass kehrte soeben von seiner Kundfahrt nach Suakim zurück, bei der er seine im März beginnende große Expedition vorbereitete. QUICK wird schon in einer der nächsten Nummern diese sensationellen Aufnahmen veröffentlichen.



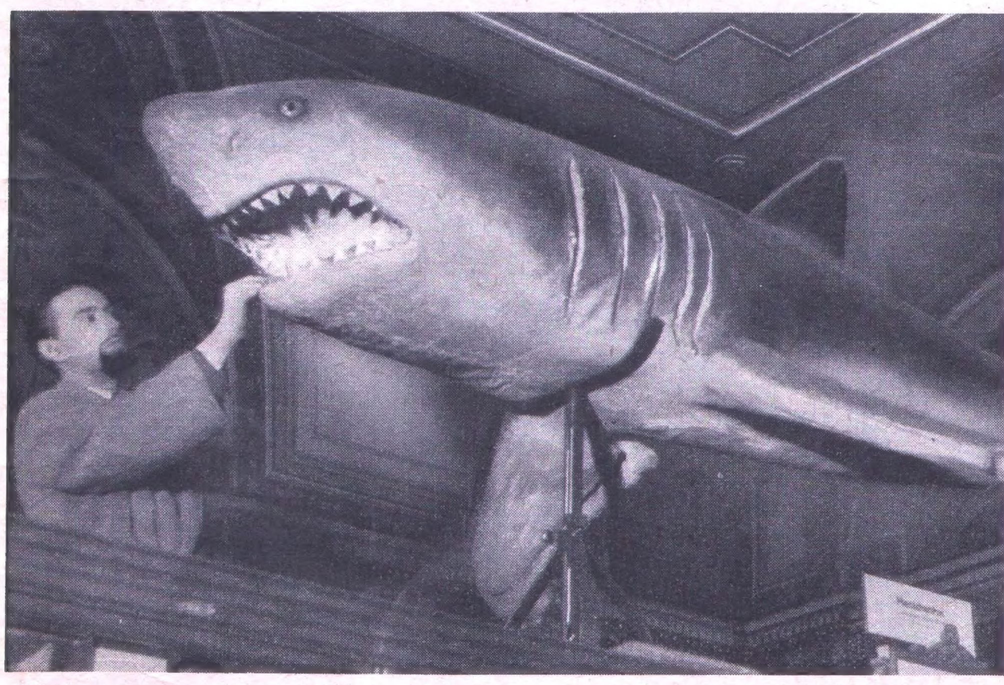
GEFÄHRLICHER ALS DER HAI ist in großen Tiefen der reine Sauerstoff des Tauchgeräts, der auf den menschlichen Organismus giftig wirkt. Auf seiner Ägäis-Expedition im Jahre 1942 wurde Hans Hass zweimal ohnmächtig nach oben gezogen, als er das Gerät erprobte. Zur Durchführung seiner Forschungsmethode gehört ein ungewöhnlich hart trainierter Körper und eiserner Wille.



DER 31JÄHRIGE DR. HANS HASS ist einer der interessantesten Vertreter der jungen Forschergeneration. 1937 als Student an der Riviera mit dem Unterwasserjagen bekannt geworden, wurde er von diesem „Sport" so gefesselt, daß er ihm sein weiteres Leben widmete: Der Jurist sattelte zur Naturwissenschaft um, der unbekannte Wiener wurde innerhalb kurzer Zeit weltberühmt.

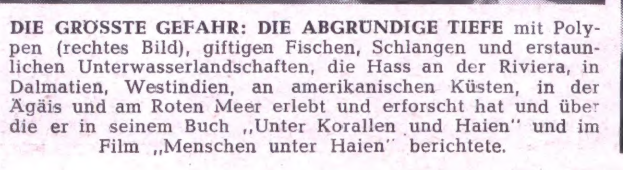


EIN BILD, DAS HASS WELTBERÜHMT MACHTE: Der Haifisch hat Furcht vorm Menschen. Hass schwamm als erster Mensch kühn auf den Hai los, der nur an fliehende Gegner gewöhnt ist — der Hai glaubte an einen stärkeren Gegner und floh selbst. Die einzige Waffe, die Hass und seine Kameraden bei ihrer Jagd auf die Haie verwendeten, war — eine Kamera!



DER FORSCHER HASS hat als erster Wissenschaftler seine Studien am lebenden Objekt auf dem Meeresboden gemacht. Seine Arbeit ist darauf gerichtet, neue Rohstoffquellen aus dem Meer nutzbar zu machen.

Fotos: Dr. Croy, Hans Hass



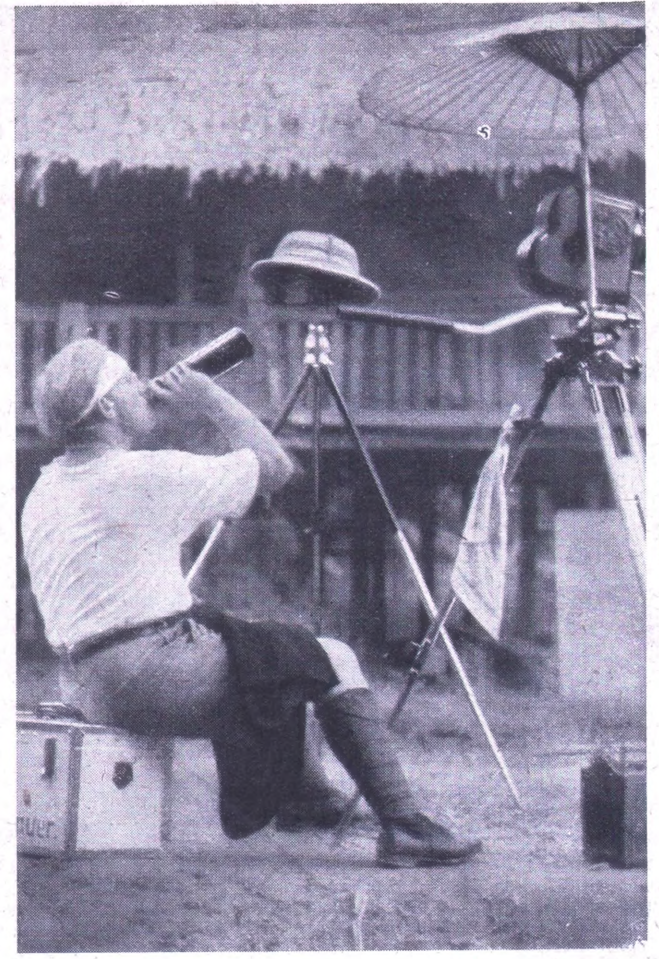
DIE GRÖSSTE GEFAHR: DIE ABGRÜNDIGE TIEFE mit Polypen (rechtes Bild), giftigen Fischen, Schlangen und erstaunlichen Unterwasserlandschaften, die Hass an der Riviera, in Dalmatien, Westindien, an amerikanischen Küsten, in der Ägäis und am Roten Meer erlebt und erforscht hat und über die er in seinem Buch „Unter Korallen und Haien" und im Film „Menschen unter Haien" berichtete.



Fortsetzung →



SKILEHRER IN AUSTRALIEN — das war eine der Stationen Leopold Fiedlers, des 47jährigen Wieners, der nach dem ersten Weltkrieg sich als Sportlehrer und Erzieher kreuz und quer durch Europa schlug, bis er 1926 als Skilehrer am Arlberg einen Ruhepunkt fand. Dort versuchte er, das Dynamische des Skilaufs mit der Kamera einzufangen — und seitdem hielt ihn die Kamera gefangen. Als Film- und Kameramann einer holländisch-amerikanischen Privatgruppe arbeitete er in Sumatra, Java, Bali, Mentawai-Inseln und Siam. Auf Mentawai fiel er als einziger Weißer dem höllischen Klima nicht zum Opfer (Bild rechts oben), sondern filmte drei Monate lang, mit versiegeltem Trinkwasser versorgt, von wilden Hühnern, Kokosnüssen und Mangos ernährt, ständig von hungrigen Krokodilen bedroht, seinen Expeditionsfilm zu Ende.

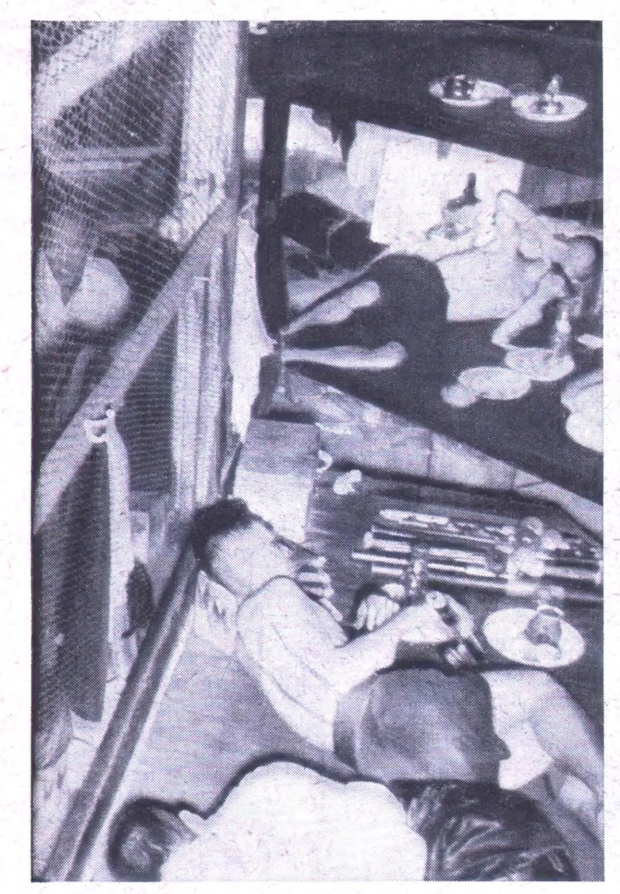




ARGENTINIEN UND BRASILIEN werden für die nächsten Monate das Arbeitsgebiet vieler interessanter und in ihren Beziehungen zu Europa wesentlicher Berichte von

Leopold Fiedler

sein. QUICK wird durch ihn für ihre Leser die beiden Länder, deren innere und äußere Struktur sich während und nach dem zweiten Weltkrieg entscheidend verändert hat und deren wirtschaftliche und politische Entwicklung neue Wege ging, darstellen lassen.

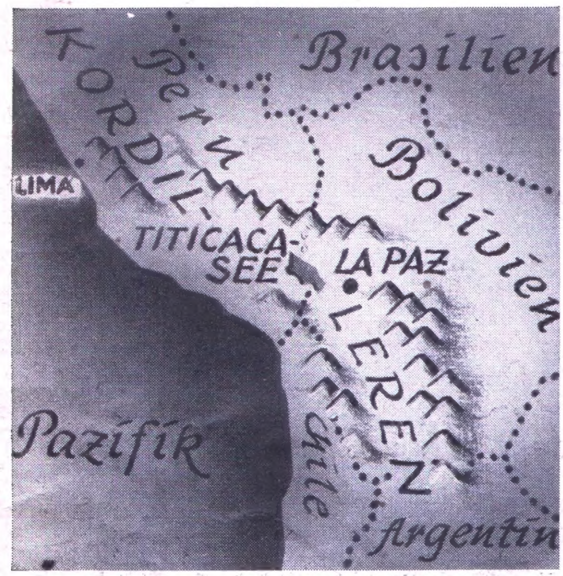


EINE DER GEFÄHRLICHSTEN AUFNAHMEN FIEDLERS: Opiumraucher in einem Schanghaier Vorort. Die in Trancezustand befindlichen Süchtigen sind in ihren Reaktionen unberechenbar und gefährlich.



ZUM SPEZIALISTEN FÜR STIERKAMPFAUFNAHMEN — der beim Fotografieren selbst einmal auf die Hörner genommen wurde — entwickelte sich Fiedler in Spanien und Portugal, wohin er nach Reisen durch Nordafrika, Amerika, Mandschurei und Sibirien während des Krieges gekommen war.

Fotos: Leopold Fiedler



DIE BOLIVIANISCHEN KORDILLEREN sind das Ziel der „Deutschen Anden-Kundfahrt 1950", über die QUICK als einzige deutsche Zeitschrift berichten wird. Die Kundfahrt wird geführt von dem Alpinisten, Skiläufer und Filmmann

Hans Ertl

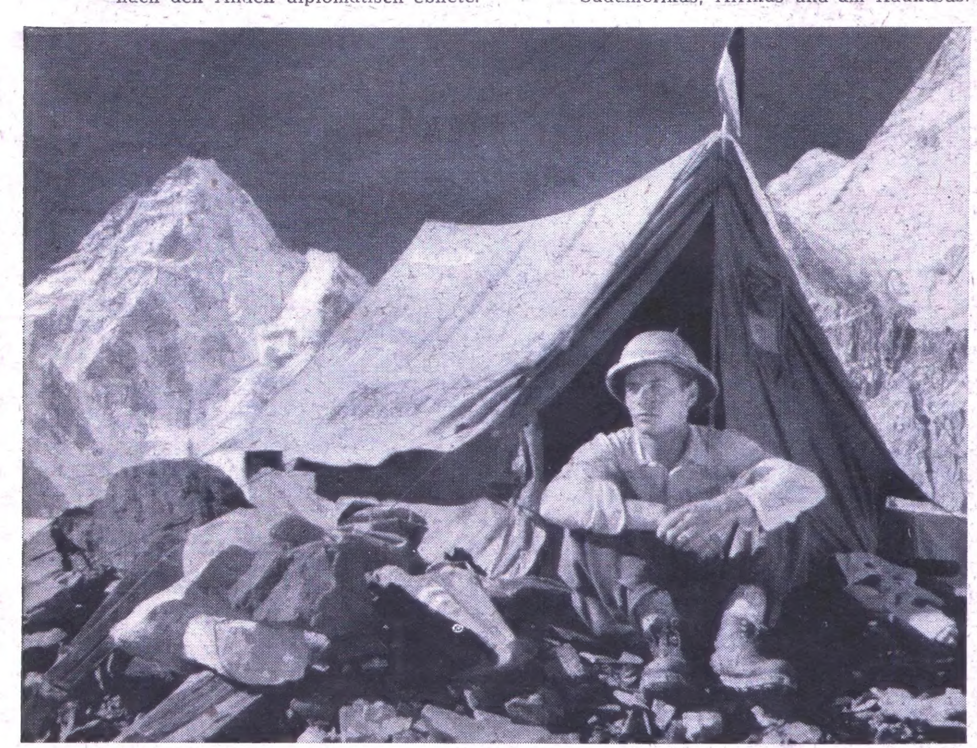
der vor wenigen Tagen mit den fünf Teilnehmern der ersten deutschen Expedition nach Kriegsschluß in Buenos Aires eingetroffen ist.



IN ROM BEGANN Ende Dezember die Ausreise der deutschen Expedition. Ihr gehören an: Tierfotograf Michel (von links), der Zoologe Dr. Forster, Hans Ertl, Frau Milli Bau, Berichterstatterin für Presse und Funk, der Arzt Dr. Hawickhorst und der Meteorologe Schroeder. Neben Frau Bau Boliviens italienischer Botschafter Suarez, der alle Wege nach den Anden diplomatisch ebnete.



IN DER WELT DER GEFAHREN ZU HAUSE ist der Münchner Hans Ertl, Alpinist, Fotograf und Filmmann in den Bergen Europas, Grönlands, Himalajas, Südamerikas, Afrikas und am Kaukasus.



VIER GIPFEL ÜBER 7000 METER bestieg Hans Ertl, als er im Himalaja mit der Schweizer Dyrenfurth-Expedition war. Der Sia Kangri mit 7675 Meter war sein höchster Berg. Guter Skilangläufer und -springer, vollbrachte Ertl einige der schwierigsten Erstbesteigungen, war Chefkameramann beim Olympiafilm, drehte unter Fanck in Grönland, machte Aufnahmen zu einem Robinson-Film auf Feuerland. Während des Krieges war er mit der Filmkamera auf beinahe allen Kriegsschauplätzen tätig. Die erste deutsche Expedition mit wissenschaftlichen und sportlichen Aufgaben, die nach Kriegsschluß ins Ausland geht, hat sich zur Aufgabe gesetzt, eines der wenigen noch nicht erforschten Gebiete unserer Erde, in den hohen Kordilleren gelegen, zu erschließen.



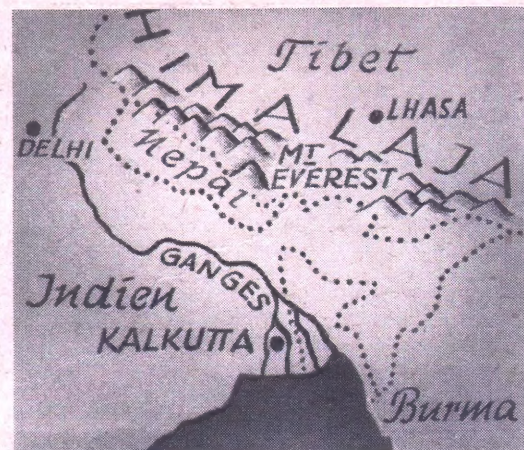


VIELE AUGEN SEHEN VIEL — namhafte deutsche Fotofirmen haben Hans Ertl für die Deutsche Anden-Kundfahrt nach diesem Motto mit ...oxen, ...botern, ...flexen, ...taxen, ...corden, ...nas, ...tas und ...cas ausgerüstet. Darüber hinaus hat sich der QUICK-Berichterstatter noch eine Spezialkonstruktion erdacht: die verborgene, durch die Hutfläche schauende, unsichtbar bediente „Kopf-Kamera".

Fotos: Hans Ertl-Molti-Blitz

Fortsetzung ➔



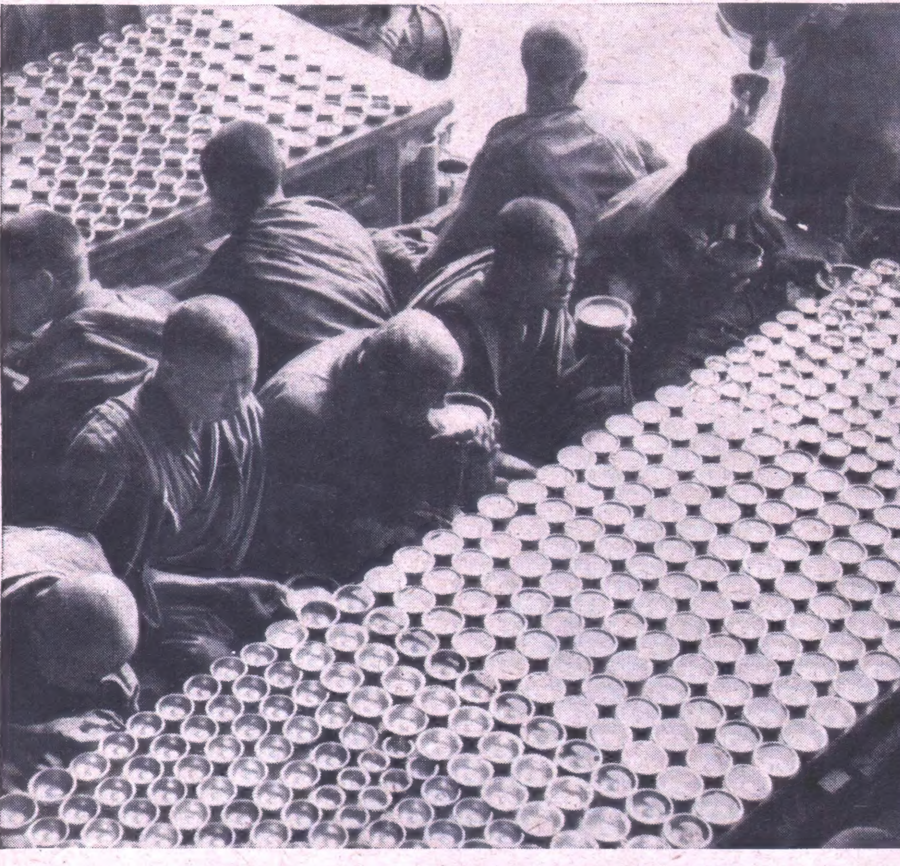


IN DIE UNERFORSCHTEN GEHEIMNISSE TIBETS, zu den asiatischen Magiern, in Länder, die kaum ein Weißer kennt, fährt der Schriftsteller und Journalist

Herbert Tichy



ALS INDISCHER PILGER, mit gefärbten Haaren, in einheimische Kleidung gehüllt — so reiste Dr. Herbert Tichy, der heute 38jährige, durch das Himalaja-Gebiet (Bild links). Beinahe zehn Jahre lang lebte der ehemalige Erdöl-Ingenieur in Asien, in Indien, Afghanistan, Burma, Tibet und China, wo er von 1941 bis 1948 als Journalist arbeitete. In Alaska, dem „Paradies des Nordens" — wie eines von Tichys fünf Büchern dieses ungewöhnliche Land nennt, dem seine Liebe gehört —, war der Trapper und Prospektor Bill eine seiner vielen seltsamen Begegnungen (Bild rechts). Was Bill über Alaska nicht wußte, war nicht wissenswert — auch wenn der sich zweimal täglich rasierende Damenfreund die Kleider bis zum Abfallen am Leibe trug.



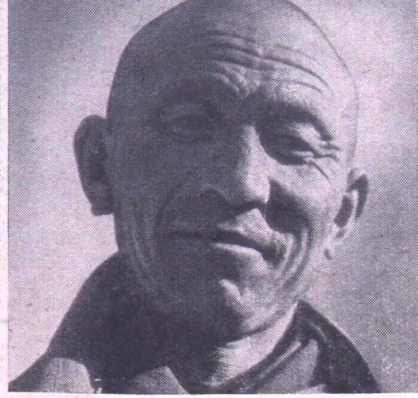
UNERKLÄRLICH BIS HEUTE blieb die Bedeutung der Zeremonie im Tibetkloster Kumbum: vor zahllosen, mit Wasser gefüllten Messingschalen meditieren die Mönche. Tichys Chinesisch war den Lamas unverständlich — und kein europäischer Gelehrter konnte Herbert Tichy dieses Bild deuten.



VON DER MONGOLEI NACH DEM GANGESTAL will dieser Mann auf dem Bauch kriechen, den Tichy in Tibet traf. Für den Pilger ist es eine Abkürzung aus der ewigen Kette der Wiedergeburten. 1950 will er in Indien angekommen sein — vielleicht wird Tichy ihn dort treffen.



ALS GOTT BENEIDENSWERT, als Kind zu bemitleiden: der Pantschen Lama, ein Knabe, dem göttliche Ehren erwiesen werden. Herbert Tichy lebte lange Zeit neben der Residenz des Pantschen und sah ihn niemals lachen, niemals mit Gleichaltrigen spielen . . .



„FRAG' IN DEN KLÖSTERN NACH MIR, wenn du wieder hierherkommst" — mit diesen Worten verabschiedete sich der mongolische Lama Yang Samuda in Labrang (Osttibet) von unserem Berichterstatter, mit dem er viele Wochen lang gemeinsam gereist war. Herbert Tichy wird jetzt wieder nach ihm fragen . . .

Fotos: Dr. Herbert Tichy

EIN BILD DER ZUKUNFT — AUS DEM ZEITALTER DER ROBOTER? Nein, ein Bild aus dem Jahre 1950, aus dem Zeitalter der Atombombe und der Radioaktivität: Um die Forscher, die mit stark ausstrahlenden, radioaktiven Substanzen arbeiten, zu schützen, hat man für sie in Amerika die „ferngesteuerte Hand" konstruiert. Ihre „Finger" sind so feinfühlig, daß sie sogar Patience legen können ...

EINE HAND - VOM TOD BERÜHRT

EIN BISSCHEN KÜHL — ABER SEHR GALANT. Geschickt helfen die Roboterhände einer Dame beim Ausziehen der Schuhe. Für immer wird sie sich aber mit dem ungewöhnlichen Ritter nicht begnügen ...

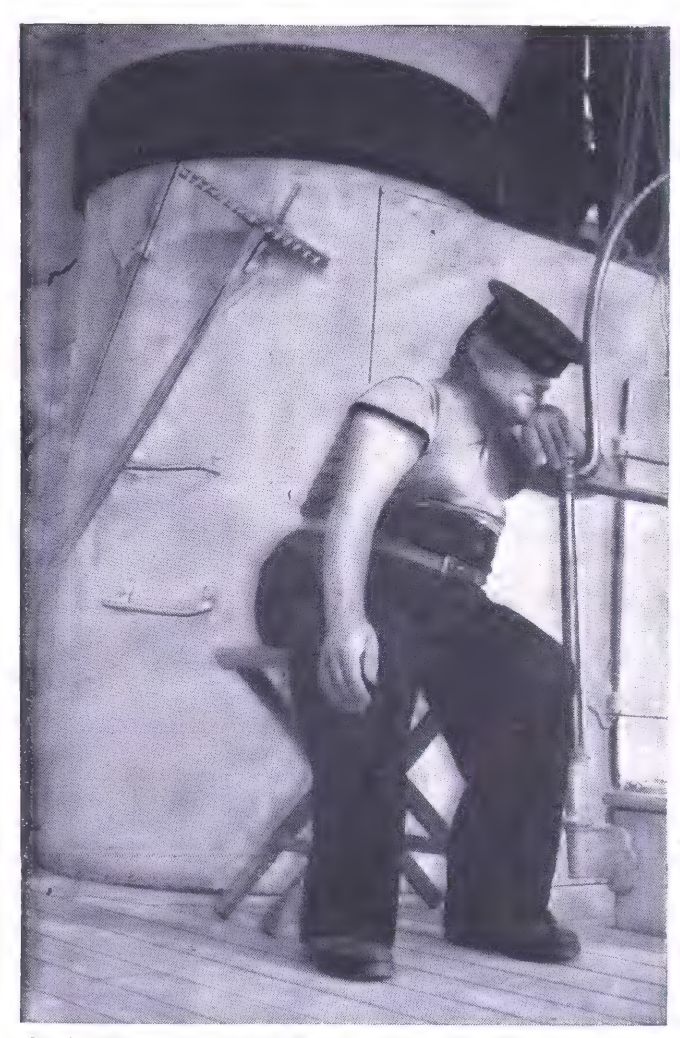
EIN WINK MIT DEM „KLEINEN FINGER" — ausgelöst hinter einer dicken Wand, durch Fenster kontrolliert. Nach Wunsch arbeiten die Hände in der radioaktiven Zone — der Steuermann ist in Sicherheit.



RÄTSEL IM 80-km-TEMPO

Autobahn Nürnberg—München: eine endlose, langweilige Beton-Fahrbahn, ohne Abwechslung. Eintönig brummt der Wagen unserer Berichterstatterin, plötzlich ... was ist das? Ein Gespensterfahrzeug kommt in Sicht, ein Motorrad mit Beiwagen, im 80-km-Tempo — aber ohne Fahrer. Endlich kommt unsere Reporterin auf gleiche Höhe — und da findet sie des Rätsels Lösung im Beiwagen: der Fahrer des merkwürdigen Fahrzeuges — ein Kriegsversehrter? — hat alle Bedienungsgriffe — Gas, Bremse und Kupplung — in den Beiwagen verlegt und von da aus steuert er sein Kabriolet, das nicht sehr elegant, aber praktisch ist.

Fotos: Lisl Hubmann, Hamann - Meyerpress

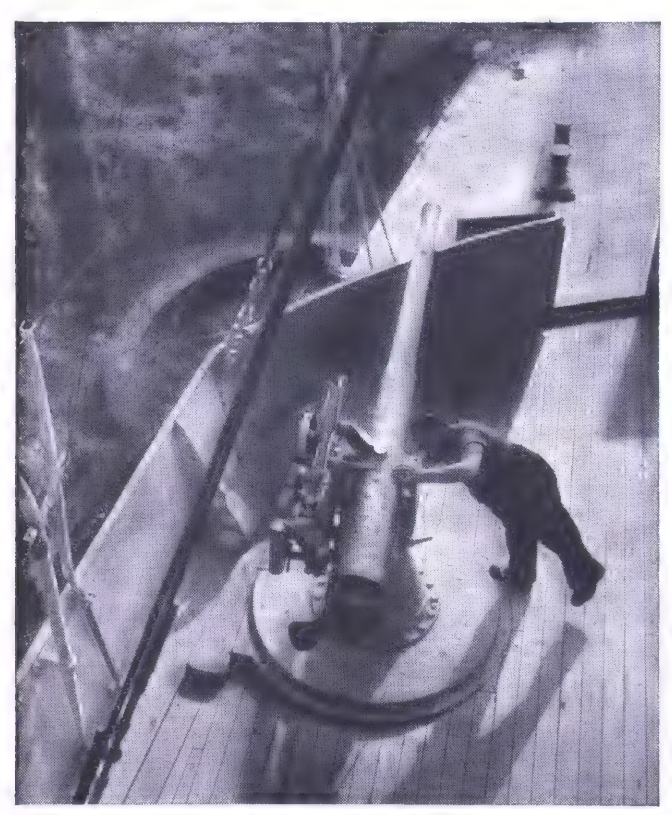


28 JAHRE LANG TRÄUMT ER VON DER SEE. Laurenzio Giaccomo kann getrost ein Schläfchen wagen, kein Vorgesetzter wird ihn jäh aus seinen Träumen reißen: Auf dem Schiff, auf dem er seit 1922 Dienst tut, gibt es weder Kapitän noch Steuermann — statt Anker und Tau gibt es einen Rechen, der wie sein Besitzer träumend am Schornstein dieses merkwürdigen Schiffes mit seiner einköpfigen Besatzung lehnt.

MONUMENT EINES FEURIGEN HERZENS



DAS SELTSAMSTE GÄSTEHAUS DER WELT: EIN KRIEGSSCHIFF, DAS IM GARTEN STEHT. Sogar die Kanonen dieses Zerstörers, der im ersten Weltkrieg im Mittelmeer kreuzte, schießen noch. Sein Kommandant, der es gegen die österreich-ungarischen Streitkräfte befehligte, hieß: Gabriele d'Annunzio, Italiens großer Dichter. Ihm wurde das erfüllt, was Lord Nelson nicht einmal zu erbitten gewagt hätte: Er durfte



EINST WAR SIE GEGEN ÖSTERREICH GERICHTET — jetzt steht die Kanone an Bord der „Puglia" im Garten von „La Vittiorale", der ungewöhnlich ausgestatteten Besitzung des berühmtesten italienischen Dichters. Der Artillerieoffizier d'Annunzio stellte sie hier inmitten zahlreicher anderer Kriegsreliquien auf. Auch ihre Pflege obliegt Laurenzio, dem Mädchen für alles.

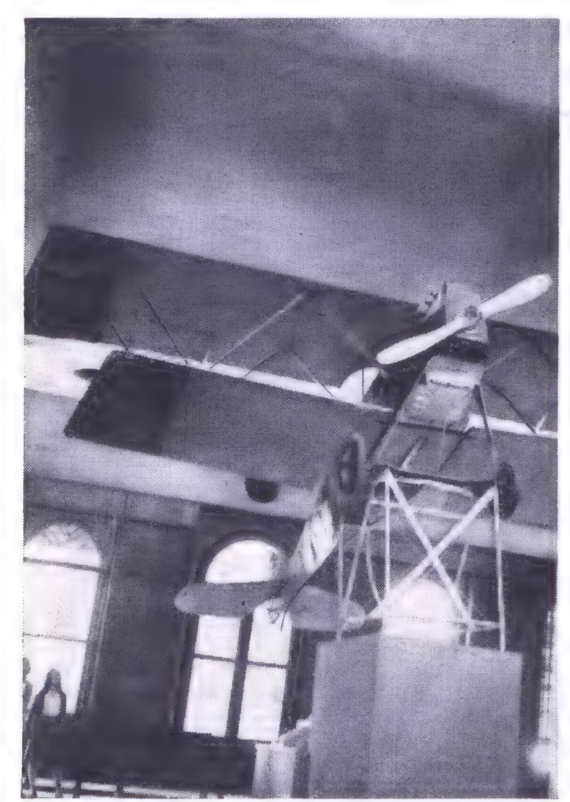


DAS EWIG WACHE AUGE ÜBER DER SCHLAFSTELLE DES DICHTERS. Bizarr und phantasievoll wie der geniale Dichter selbst war, so schuf er sich auch seine Umgebung. Das allessehende Auge über seinem Bett ist ein von ihm erdachtes Symbol, das seine Vielseitigkeit und seinen schöpferischen Geist unterstreicht. Er war Dichter, Soldat und buntschillernder Mensch zugleich; Phantasie und Lust am Kriegsgewerbe ließen ihn diesen sonderbaren, wohl auf der Welt einzigartigen Platz schaffen. Heute kommen Tausende zum „Triumph des Todes", wie er seinen Besitz nach einem seiner Romane nannte, gepilgert.

Fotos: Willy Rizzo, Presse-Seeger



sein Schiff mit „nach Hause" nehmen. Mussolini hatte ihm diesen Wunsch gegen den Willen der Admiralität gewährt. Die „Puglia" wurde auseinandergenommen und hierher gebracht. In einem Wald von Zypressen, 100 Meter vom Gardasee entfernt, fand sie eine neue Bestimmung: Der exzentrische Dichter empfing hier seine Gäste.



1916 FLOG SIE ÜBER WIEN. Der Pilot dieser Maschine, d'Annunzio, flog damals als einer der ersten Flieger Italiens über die Donaustadt und warf Flugblätter deutschfeindlichen Inhalts ab. Jetzt steht sie als Schaustück auf der Terrasse des Hauses.



DIE ASCHE EINES EWIG UNRUHIGEN ruht in einer antiken Urne: die sterblichen Überreste des „Heros der Mythologie", wie der geniale Dichter von seinen Anhängern genannt wird.

SCHLAG NACH IM „HANDBUCH DES SPLEENS", SEITE 111! Da steht's: Boas sind notwendig zur Inspiration. Wenn Boa sich in der Bibliothek ringelt, kann Frauchen, die bekannte amerikanische Autorin von Kriminalromanen, „Klapper"schlange Craig Rice (links), dichten wie noch nie. Seit Mama Boa einen Knäuel von Nachkommen in das Arbeitszimmer gesetzt hat (unten), arbeitet Craig mehr als je - bis vor kurzem:

Hausfreunde...

Denn vielleicht sieht Craig jetzt weiße Mäuse statt Boas: wegen Trunkenheit wurde sie in eine Anstalt eingeliefert . . .

Fotos: Graphic House-Mauritius

Hier stand ein Hotel

Roman von VICKI BAUM

Inhalt des bisher erschienenen Teils: Das Grandhotel in Berlin, wo sich ein flüchtiger Gestapohäftling, der Student Martin Richter, versteckt halten soll, wird von Polizeistreifen durchsucht. Die Gäste dieses Hotels gehören zur politischen und militärischen Prominenz des Dritten Reiches. Während noch Fliegeralarm ist, trifft Oberleutnant Kauders, ein in den Zeitungen rühmend erwähnter junger Jagdflieger, ein, um einen kurzen Fronturlaub hier zu verbringen. Er macht die Bekanntschaft des Generals von Dahnwitz, der mit Ungeduld die Ankunft von Lisa Dorn, einer berühmten Schauspielerin, erwartet. Bei Beendigung des Alarms kehren in der Menge der Gäste Gauleiter Plottke, Baron von Stetten vom Auswärtigen Amt und Helm, ein hoher Gestapobeamter, aus dem Luftschutzkeller in die hell erleuchtete Hotelhalle zurück. Durch die Drehtür hereingeweht kommt die junge charmante Lisa Dorn. Sie ist überrascht, nach zweimonatiger Trennung ihren alten Verehrer, den General von Dahnwitz, wiederzusehen. Er stellt ihr Oberleutnant Kauders vor, der Tilli, einen leichtlebigen Nachtfalter, stehen läßt, um der berühmten Schauspielerin den Hof zu machen. Unter dem Vorwand, abends ihre Rolle studieren zu müssen, zieht sich Lisa zurück, während Baron von Stetten den General auf ein Bankett entführt. Der von der Polizei gesuchte Martin Richter hält sich im Weinkeller des Hotels versteckt. Zur gleichen Stunde probiert Lisa Dorn in ihrem Zimmer neue Pariser Toiletten an. Sie nimmt ein Bad und bestellt telefonisch ihr Abendessen.

Die letzte Fortsetzung schloß:

Zufrieden ließ sie sich dabei in die Badewanne plumpsen. Heute abend war das Wasser zur Abwechslung einmal wirklich warm, und auf dem Glasregal standen Flaschen mit Eau de Cologne und französischen Parfüms und Badesalzen; sogar ein kostbares Stück französischer Seife, Roger and Gallet, war vorhanden. Es gehörte zu der Beute, die sie von Paris mitgebracht hatte. Sie seufzte vor Vergnügen. Sie spürte sich immer gern leben, und daß sie in Deutschlands größter Zeit leben durfte, war ein ganz besonderes Glück; aber selten war ihr die Welt so vollkommen erschienen wie in diesem Augenblick. Bumbum kam die Zigeunerbaßgeige durch die Wände. Lisa war gerade dabei, mit ihren Knien Eisberg zu spielen und höchst abenteuerlich mit dem Seifenschüsselchen durch die Wanne zu navigieren, als sie hörte, wie der Zimmerkellner den Tisch mit dem Abendbrot nebenan ins Zimmer rollte. Das angenehme Klappern von Silber auf Porzellan brachte ihr plötzlich zum Bewußtsein, daß sie rasend hungrig war.

„Warten Sie einen Augenblick, Gaston", rief sie durch die Türe. „Ich habe Ihnen was mitgebracht."

Sie erhielt keine Antwort, aber sie lächelte spitzbübisch in sich hinein. Schnell stieg sie aus der Wanne, trocknete sich nur oberflächlich ab und schlüpfte in das neue Negligé. „Also jetzt kenne ich auch Ihr geliebtes Paris, Gaston", sagte sie vergnügt. „Und ich habe Sie nicht vergessen. Raten Sie einmal, was ich Ihnen mitgebracht habe."

Sie nahm ein kleines Paket vom Sims und hielt es dem Kellner entgegen, als sie das Zimmer betrat. „Ach —", sagte sie überrascht, und blieb wie angewurzelt stehen. „Ich dachte, es wäre Gaston."

Sie hatte diesen jungen Kellner noch nie gesehen; er war aufmerksam über eine verdeckte Silberschüssel geneigt und versuchte, das Spiritusflämmchen unter der Wärmeplatte anzuzünden. Ihr Negligé legte sich an ihren noch feuchten Körper an, und plötzlich spürte sie sich viel zu nackt. Sogar ihre Zehen waren nackt und sehr verlegen. Mit Gaston war es etwas anderes; Gaston war alt, er bediente sie jeden Abend und sie war an ihn gewöhnt. Enttäuscht legte sie das Paketchen hin. Es enthielt ein Album mit Ansichten von Paris und irgendeine Medizin, die es nur in Paris gab und nach der Gaston öfters gejammert hatte.

„Wo ist denn Gaston heute abend?" fragte sie den Kellner. Er feuchtete seine Lippen an, bevor er antwortete: „Gaston muß unten aushelfen. Da ist so ein Empfang —"

„Ja, ich weiß. Sind Sie neu hier?" fragte Lisa, als er erfolglos versuchte, das dritte Streichholz anzuzünden.

„Jawohl, Madame. Ich bin Aushilfskellner, nur für heute abend", sagte er, ohne den Kopf zu heben.

„Sind Sie auch Franzose?"

Der Kellner schüttelte den Kopf. Sie konnte nichts von ihm sehen als sein dichtes dunkles Haar und seine nervösen Finger im Kampf mit dem Streichholz. „Lassen Sie mich das machen", sagte sie, nahm ihm das Streichholz aus der Hand und zündete den Brenner an. „So. Und rollen Sie, bitte, den Tisch näher zum Fenster."

Gerade als der Kellner einen Löffel fallen ließ, klopfte es schüchtern an die Tür. Das ist der General, dachte sie (denn selbst in Gedanken fühlte sie sich kaum intim genug mit Dahnwitz, um ihn bei seinem Vornamen anzusprechen), und ihr „Herein" klang etwas enttäuscht. Nun ist es doch um meinen schönen stillen Abend geschehen, dachte sie bei sich. Die Tür öffnete sich zögernd und ließ zwei uniformierte Männer ein. Lisa stand auf.

„Entschuldigen das Fräulein. Wir sind von der Polizei", sagte der eine.

„Polizei?" fragte Lisa erstaunt. „Was will denn die Polizei von mir?"

„Es tut uns leid, das Fräulein stören zu müssen", sagte der Größere. „Aber Befehl ist Befehl. Jedes einzelne Zimmer im Hotel muß durchsucht werden."

„In diesem Fall ist das natürlich nur eine reine Formsache, wenn Fräulein Dorn gestatten", fügte der andere hinzu.

„Na, dann tun Sie nur, als ob Sie zu Hause wären, meine Herren", sagte Lisa, der die sichtliche Verlegenheit der Polizisten Spaß machte. „Hoffentlich macht es Ihnen nichts aus, wenn ich mein Abendbrot esse, bevor es kalt wird. Kann ich Ihnen eine Zigarette anbieten?"

Beide griffen gierig zu, als sie ihnen ihre goldene Zigarettendose anbot. „Danke vielmals, Fräulein", sagte der Größere. „Meinen besten Dank auch", sagte der Kleine. „Entschuldigen das Fräulein, bitte", sagten beide wie aus einem Mund und schickten sich an, das Zimmer zu durchsuchen. Lisa schaute ihnen zu, während sie dem Kellner ihre Tasse hinhielt, damit er ihr von der braunen Flüssigkeit eingieße, die sich Kaffee nannte. Das ist ja wie auf der Bühne, dachte Lisa Dorn; mein Gott, was für eine Komödie! Der Lange näherte sich ihrem Bett im Alkoven, als ob er erwartete, daß es jeden Augenblick in die Luft gehen könnte. Er konnte weder sein Grinsen noch seine Augen beherrschen, die ihm beim Anblick des blauen Chiffonnachthemdes aus dem Kopf traten. Der andere hatte sich irgendwo in den Tiefen des Kleiderschrankes zwischen ihren neuen Kleidern verloren und warf ihr von dort her neugierige Seitenblicke zu. Nachher unterzogen sie den Balkon einer oberflächlichen Untersuchung und marschierten daraufhin ins Badezimmer. Das Ganze dauerte kaum zwei Minuten.

„Entschuldigen das Fräulein bloß", sagten sie, als sie wieder auftauchten. Der Kleine faßte sich ein Herz und brachte ein Anliegen vor. „Das hab' ich mir ja denn doch nicht träumen lassen, daß ich heute noch die Gelegenheit haben würde, die persönliche Bekanntschaft von Fräulein Lisa Dorn zu machen. Was denken Fräulein wohl, wie meine Frau angeben wird, wenn ich ihr das erzähle! Und meine Kleene erst! Wenn ich mir am Ende gar erlauben dürfte, das Fräulein um ein Autogramm zu bitten? Meine Kleene sammeltse nämlich. Allergehorsamsten Dank auch, Fräulein Dorn. Das Fräulein sind wirklich zu gütig!"

Seine Augen machten einen ausgiebigen Spaziergang über ihr Negligé. Plötzlich hatte Lisa genug von den beiden. „Gute Nacht, meine Herren", sagte sie. „Ich hoffe, daß Sie finden werden, was Sie suchen."

„Bitte vielmals um Entschuldigung", stammelten die beiden. „Wir tun nur unsere Pflicht. Entschuldigen das Fräulein, bitte, die Störung. Heil Hitler."

Kaum waren sie draußen, als Lisa eine unangenehme Möglichkeit in den Sinn kam. Schnell lief sie ins Badezimmer, aber Gott sei Dank, ihre kostbare Roger-and-Gallet-Seife war noch da. Während sie noch so dastand, unschlüssig, ob sie lachen oder ärgerlich werden sollte, hörte sie ein sonderbares, dumpfes Geräusch im Zimmer nebenan. Sie stieß die Tür auf.

Der Kellner war in Ohnmacht gefallen.

Ein paar verwirrte Augenblicke lang war Lisa völlig ratlos. Sie kniete neben dem Mann nieder, nahm seinen Kopf auf ihren Schoß, sie holte Wasser und goß es auf eine Serviette, sie wusch sein Gesicht, rieb seine Handgelenke. Schließlich erinnerte sie sich, seinen Kragen zu lockern und sein Hemd zu öffnen. Bei diesem Versuch brach ihr ein Fingernagel ab, und sie starrte hilflos den unbekannten Mechanismus der gestärkten Hemdbrust an. Doch plötzlich machte sich diese Hemdbrust selbständig, kam mit einem Ruck ganz von selbst los, und sie hielt ein steifes, weißes sogenanntes Brettchen in der Hand, an das eine schwarze Krawatte und ein Gummikragen angewachsen waren. Verblüfft staunte Lisa die heitere Erfindung an; sie hatte geglaubt, daß derartige Vorhemdchen nur von altmodischen, schlechten Komikern in Possen letzter Sorte benützt würden, um die Galerie lachen zu machen. Vorsichtig legte sie ihre Hand auf die entblößte Brust des Kellners, um seinen Herzschlag zu fühlen. Seine Haut war heiß und feucht. Ihre widerstrebenden Finger stießen auf einen sonderbaren, wulstigen, dunklen, verkrusteten Verband an seiner linken Schulter, und als sie diesen Verband loslöste, begann eine dünne rote Linie über die kleine, beängstigend fremde Brustwarze an seiner linken Brust hinabzurinnen und dann in dem schwarzen Frack zu verschwinden.

Auf der Bühne und im Film war Lisa in ungezählte problematische Situationen geraten, die sich alle nach den strengen und auf Wirkung bedachten Gesetzen des Dramas gelöst hatten; aber nun ergriff sie eine wilde Furcht. Sie ließ den Kopf des Kellners von ihrem Schoß auf den Fußboden gleiten, wo er mit einem dumpfen Ton aufschlug. Über den Saum ihres Negligés stolpernd, stürzte sie zum Alkoven, riß den Hörer vom Telefon, das auf ihrem Nachttisch stand und verlangte mit heiserer Stimme nach Herrn Kliebert.

„Legen Sie den Hörer auf", sagte plötzlich der Mann auf dem Fußboden. Es war, als wenn ein Toter unerwartet zu reden begänne. Lisa rang nach Atem. *„Legen Sie den Hörer auf, sofort!"* sagte er.

Lisa stand da, mit dem Hörer in der Hand, ihr Herz flatternd wie ein geängstigter Vogel. Taumelnd vor Schwindel hatte der Kellner sich zu einer halbsitzenden Haltung aufgerichtet. Lisa kam sich vor wie in einem jener Alpträume, in denen sie auf einer unbekannten Bühne stand und in einem Stück spielte, von dem sie nie gehört hatte, eine Rolle, von der sie auch nicht ein einziges Wort wußte. In der Sekunde, die sie brauchte, um sich zusammenzunehmen, schnellte der Mann sich durch die ganze Länge des Zimmers und riß den Telefonstecker aus der Wand.

„Wenn Sie noch eine Bewegung machen, schieße ich", sagte sie mit einer Stimme, die klein und armselig geworden war.

„Schön — schießen Sie. Schießen Sie nur. Mir ist schon alles egal", flüsterte Martin. Er war so erschöpft, so erledigt, daß er für einen Augenblick bereit war, sich aufzugeben. Nur die Augen schließen, sich aufgeben, und alles war vorbei —

Lisa schoß nicht. Erstens hatte sie keine Waffe und zweitens würde sie doch nicht gewußt haben, wie man schießt. Ihre Angst verebbte, und sie fühlte etwas wie mitleidige Neugier für den Eindringling. Er sah so abgezehrt aus, so ganz und gar verzweifelt. Sein unrasiertes Gesicht war sonnverbrannt, aber seine Lippen waren fast weiß. Er hatte brennende blaue Augen, in die tiefen Schatten dunkler Augenhöhlen und schwerer, schwarzer Augenbrauen gebettet. Und mit seiner nackten Brust, die aus dem feierlichen schwarzen Frack herausstand, war er auch ein bißchen komisch. Das Blut hatte aufgehört zu rinnen.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie hier? Sie haben mich erschreckt", sagte sie klagend. Martin versuchte seinen Blick auf sie zu konzentrieren, aber alles sah ihm verwischt und schwankend und grünlich aus, so, als ob er unter Wasser schwämme. Endlich ließ der Schwindel nach, und er konnte sie deutlich sehen. Sie saß auf dem Bett, ihre Knie bis ans Kinn heraufgezogen; sie war klein und teuer und reich und schamlos; sie roch nach Parfüm, und er haßte jeden Zentimeter ihrer zierlichen Person.

„Geben Sie mir eine Zigarette", verlangte er rauh. Sie deutete nach dem

Das ist mir denn doch rätselhaft . . .

Du warst gestern genau so ein Nachtvogel wie ich, hast in einer Tour Ketten geraucht . . .

. . . *Und?*

. . . und kommst hier frisch und munter oben an, während mir die paar Zigaretten von gestern Abend die ganze Puste nehmen.

Nicht so rätselhaft wie Du denkst! Ich weiß ja nicht, was Du gestern geraucht hast - ich jedenfalls nur Texas!

Gerade die Texas aber ist so ausgesprochen süß und würzig, da muß sie doch erst recht . . .

Irrtum! Irgendein Fachmann hat mir mal gesagt, es läge an der Auswahl der Tabake. Wie dem aber auch sei - jedenfalls lehrt mich meine Erfahrung, daß die Texas eine Zigarette ist, die mir nicht nur „etwas sagt", sondern auch bei der längsten Kette glänzend bekommt.

Werde ich mir merken — um so leichter im übrigen, als sie mir auch im Aroma bei weitem die liebste Zigarette ist.

» Eine Zigarette, die einem etwas sagt «

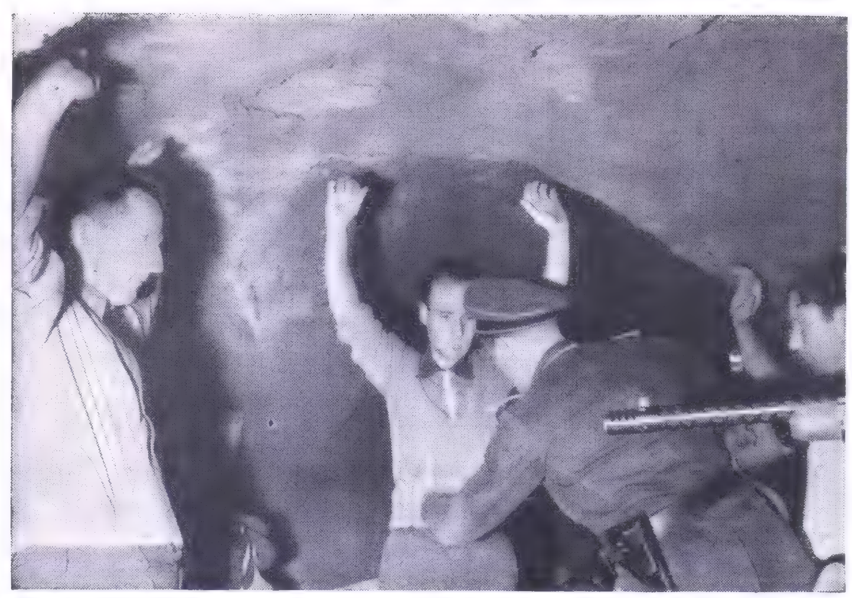
Duft und Süsse Virginia's



In Packungen zu 10 und 20 Stück.

10 Pfg

W 01003



Bilddokumente aus jener Zeit

Der Schlupfwinkel einer Widerstandsgruppe wird ausgehoben. Mit entsicherter Maschinenpistole hält ein SD-Mann die Überraschten in Schach, während der andere sie nach Waffen abtastet. — Je länger der Krieg dauerte, um so intensiver wurde die Tätigkeit der Widerstandsgruppen in Deutschland selbst und in den besetzten Gebieten. Erdhöhlen, Keller und Wälder dienten den Widerstandskämpfern als Versteck, von dort aus führten sie — oftmals mit gefälschten Papieren getarnt — ihren Kampf gegen das verhaßte System: Züge mit Kriegsmaterial entgleisten, Lage und Produktion von Rüstungswerken wurden den Alliierten gemeldet, in den Fabriken selbst sabotierte man die Herstellung von Kriegsmaterial. Gnadenlos gingen SD, SS und Gestapo gegen die Feinde des Dritten Reiches vor

Tisch, auf dem ihre goldene Zigarettendose lag. Sie enthielt nur mehr eine letzte, einsame Zigarette. Mit dem automatischen Griff des Frontsoldaten brach er sie entzwei, steckte eine Hälfte in seinen eigenen Mund und hielt ihr die andere hin.

„Danke“, sagte sie, und ohne ihn aus den Augen zu lassen begann sie zu rauchen. Sowie der bittere Rauch in seine Lungen strömte, war sich Martin darüber klar, daß der Gipfel der Gefahr vorbei war. „Es tut mir leid, daß ich Sie erschreckt habe“, sagte er mit einem Versuch, vernünftig zu erscheinen. „Ich leide an diesen gelegentlichen Ohnmachtsanfällen, und ich wollte kein Aufsehen machen. Ich kann mir's nicht leisten, meine Stellung zu verlieren, wissen Sie“, fügte er mit einem bleichen, verkrampften Lächeln hinzu.

„Sind Sie krank?“ fragte Lisa.

„Nicht wirklich krank. Ein bißchen beschädigt vielleicht. Hab' eine Kugel in die Brust gekriegt — in Stalingrad war das. Sie haben mich zusammengeflickt und die Lunge für eine Weile stillgelegt.

Wie ich dann aus der Gefangenschaft durchbrannte und nach Hause kam, kriegte ich die Gefrierfleischmedaille und wurde mit Ehren aus dem Militärdienst entlassen. Aber das ist eine lange Geschichte.“ Rede doch weiter, du Ochse, sagte er zu sich selbst; versuche Zeit zu gewinnen. Mach, daß sie dich was fragt. Mach, daß du ihr leid tust . . .

„Ihre Mutter muß sehr stolz auf Sie sein“, sagte Lisa. „Dulce et decorum est pro patria mori.“

Wo haben Sie denn diesen Quatsch aufgeschnappt, Fräulein Dorn? dachte er. Laut sagte er: „Meine Mutter ist tot.“

Lisa fuhr fort, ihn forschend zu betrachten. Im großen und ganzen mißfiel ihr die Situation keineswegs. Es war doch mal was anderes. Das Dramatische daran sprach sie an, und sie fühlte sich jetzt sicher. Sie entschied sich, noch ein wenig damit zu spielen; sie konnte ja aufhören, wann immer es ihr beliebte.

„Was haben Sie angestellt, daß Sie von der Polizei gesucht werden?“ fragte sie ihn.

„Die Polizei sucht nicht nach mir. Gott weiß, wen die suchen, aber ich bin's bestimmt nicht. Sie müssen mir das glauben, Fräulein Dorn.“

„Sie müssen mich für dümmer halten, als ich es bin. Es ist doch ganz klar, daß Sie kein Kellner sind und daß Sie von der Polizei verfolgt werden.“

„Schön. Wenn Sie das glauben, warum liefern Sie mich denn nicht aus?“ fragte er. Es war reine Tollkühnheit, aber er fragte es. Ich kann noch immer vom Balkon aus über das Dach entkommen, dachte er, aber er glaubte es selbst nicht. Er wartete.

„Ich bin kein Gestapoagent“, erwiderte Lisa nach einer kleinen Pause. Sie setzte ihre bloßen Füße auf den Boden, faltete ihre Hände im Schoß und lächelte ihn an. Martin ging zum Tisch und fing an, die abgegessenen Teller aufzustapeln. Lisa beobachtete ihn gespannt.

„Wenn das gnädige Fräulein mit dem Abendbrot fertig sind, kann ich jetzt wohl den Tisch hinausnehmen“, sagte er höflich. Ihre Augen folgten ihm, als er das Tischchen zur Tür rollte. Er stieß die Tür mit dem Fuß auf und spähte nach allen Seiten in den Korridor hinaus. Ein SS-Mann stand in fauler Haltung weiter drunten, und es war nicht einer der beiden Polizisten, die den Raum abgesucht hatten. Martin duckte sich schnell hinter die Tür. Jetzt bin ich in der Falle, dachte er verzweifelt. Jetzt ist es aus mit mir. Jetzt haben sie mich doch gekriegt. Ich könnte versuchen, den Tisch ganz kaltblütig an dem Posten vorbeizurollen. Ja — und was dann? Wohin rollen? Ich werde ja doch an der nächsten Ecke eingefangen. Seit seiner Flucht war er von einer Lebensgefahr in die andere gehetzt worden. Gefahr, höchste Gefahr bei jedem Schritt; auf der Straße, im Schilf am See, hinter den Marktständen, im Heizraum, im Weinkeller. Er hatte gewußt, daß er verloren war, wie Gaston ihn aus dem Keller herauszerrte und ihm in bebender Panik diese ungeschickte Verkleidung aufzwang, ihn in dieses parfümierte Zimmer hineinstieß, als schon die Gestapoleute die Treppe heraufkamen. Nun hatten sie draußen überall Wachen aufgestellt, auf jedem Korridor, in jedem Treppenhaus, bei jeder Tür und jedem Ausgang. Der SD war von einer erschreckenden Tüchtigkeit und litt noch lange nicht an einem Mangel an Arbeitskräften. Sein Hirn durchraste jede Fluchtmöglichkeit, vergleichend, wählend, verwerfend. Wenn er bloß in diesem Zimmer bleiben könnte, würde Gaston vielleicht irgendeinen Weg finden, um ihn herauszuholen. Rindelenstraße 39, nach Walter fragen. Berlin N schien so weit entfernt wie der Saturn . . .

„Wenn Sie mich verraten, bringe ich Sie um“, flüsterte er desperat. Sein Mund war wieder trocken geworden, und er konnte nur mit Mühe sprechen. Aber auch dies war ein Stichwort, das Lisa von der Bühne her kannte, und deshalb erschreckte es sie nicht im geringsten. Sie mußte, im Gegenteil, lächeln, als sie nicht ohne Mitleid antwortete: „Warum fürchten Sie sich eigentlich so sehr vor mir? Ich bin ja mäuschenstill.“

Plötzlich verließ ihn die Spannung, und er erschlaffte. „Sie haben recht“, sagte er. „Sie sind hinter mir her. Ich bin in der Falle. Wenn Sie mich verraten, geht mein Kopf morgen früh unters Beil.“

Es ist fraglich, ob Lisa die Bedeutung dieser Worte auffaßte, denn sie war an eine Scheinwelt voll von Gefahren, hochtönenden Leidenschaften und großen Worten gewöhnt; sie fuhr fort zu lächeln, als ob er sein Verschen gut gesprochen hätte. Ich täte besser daran, sie zu binden und zu knebeln, dachte Martin, während sie ihre Antwort überlegte. Das Bumbum der Baßgeige pochte in die Stille.

In Lisas Leben hatte es noch nie einen Konflikt gegeben. Ihre Laufbahn war leicht und mühelos gewesen. Ihre Kollegen hatten sie gern, das Publikum betete sie an. Bei den einfachen Leuten auf der Straße, den Lastwagenfahrern, den Soldaten im Felde hieß sie einfach: Unsre Liesel. Sie spielte die besten Rollen in den besten Stükken. Das war das einzige, was sie wußte. Da sie glücklich und erfolgreich war, erschien ihr das ganze Universum in bester Ordnung. Möglicherweise hatte Lisa nie einen Konflikt gekannt, weil sie nie geliebt hatte. Die Männer, die das Land regierten, waren ihre Freunde, und sie war stolz darauf. Es hatte sie nicht die geringste Überwindung gekostet, die Gefährtin der wenigen zu werden, die sie in ihrem jungen Leben intim gekannt hatte. Sie hatte jeden einzelnen ihrer Freunde gern gehabt, respektiert und bewundert, genau so, wie sie jetzt den General respektvoll und bewundernd gern hatte. Im geheimen taten ihr jene großen Männer, in deren Mechanismus sie einen flüchtigen Einblick gewonnen hatte, sogar ein bißchen leid. Denn Männer wie der General waren alt, und alte Männer waren immer müde und sorgenvoll; selbst wenn sie alle Macht hatten und die Welt vor ihnen zitterte, waren alte Männer merkwürdig demütig und empfindlich, sobald sie sich in etwas Junges verliebten. Es war eine große Befriedigung, gütig und freigebig zu einem mächtigen Mann wie dem General sein zu können. Und deshalb war der bittere Konflikt zwischen Liebe und Pflicht noch nie in Lisas Leben getreten. Auch die Konvulsionen, die an den Wurzeln der Welt zerrten, hatten sie nur oberflächlich berührt. Sie liebte ihr Vaterland und hatte niemals Deutschlands Überlegenheit angezweifelt. Sie war überzeugt, daß alles Edle und Feine in dieser Welt deutsch war. Deutsche Musik und deutsche Dichtung, deutsche Wissenschaft, deutsche Philosophie, die deutsche Bühne, der deutsche Film, die deutsche Landschaft — an die sie übrigens mit einer tiefen und innigen Zugehörigkeit gebunden war. In aller Unschuld und Unwissenheit war Lisa vollkommen als ein Kind des Dritten Reiches aufgewachsen und glaubte ohne Gewissensbisse oder Zweifel an das Evangelium der Neuen Ordnung. Es war ihr in die Ohren geschrien worden, daß es Deutschlands feierliche Sendung sei, diese Neue Ordnung über den Rest der Erde zu verbreiten; wenn sie überhaupt jemals über all dies nachdachte, machte es sie glücklich, zu wissen, daß eines Tages die ganze Welt an diesen Segnungen teilhaben würde. In ihrer Vorstellung bestand alles, was nicht Deutschland war, aus Chaos und Unordnung, aus egoistischer Gaunerei und barbarischer Grausamkeit. Was die Feinde des Reiches



„Recht ist, was dem Staate nützt!“ Nach diesem Grundsatz maßen die Volksgerichtshöfe Schuld und Unschuld der Angeklagten. Freisler, der Präsident dieser Institution, ist der berüchtigtste und bekannteste Vertreter der nationalsozialistischen „Rechtspflege“. Es war für ihn der Höhepunkt seiner Laufbahn, als er 1944 über die führenden Männer des 20. Juli zu Gericht saß. Seine Urteile: Tod durch den Strang, Tod durch das Fallbeil, Tod durch Erschießen, KZ-Haft, Zuchthaus — Freisler fällte Hunderte solcher Sprüche. Er selbst kam bei einem Luftangriff auf Berlin im Keller des Volksgerichtshofes ums Leben.

Fotos: Helmut Laux

Anfang Januar eröffnete die Redaktion der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" die Diskussion über eine neue vordringliche wirtschaftspolitische Frage mit dem nachstehenden Artikel unseres Mitherausgebers Dr. Hans Baumgarten

Und unser Auslandsvermögen?

Der amerikanische Oberkommissar John McCloy hat die Frage nach der Möglichkeit größerer privater Kapitalinvestierungen des Auslandes in Westdeutschland damit beantwortet, daß „noch viele Kriegs- und Vorkriegsverpflichtungen sowie andere Hindernisse beständen".

Seine Bemerkung besagt: Bevor die ausländischen Kapitalgeber wirklich nennenswerte Beträge wieder in Deutschland anlegen, werden sie erst einmal wissen wollen, wie Deutschland seine Kriegs- und Vorkriegsverpflichtungen an das Ausland zu erfüllen denkt. Die Frage ist durchaus berechtigt. Jeder, der mit Bewußtsein die wirtschaftlichen Vorgänge nach dem Ersten Weltkrieg erlebt hat, erinnert sich sehr genau, daß und welche Rolle die Auseinandersetzung über die Diskussion der Auslandsverschuldung in den zwanziger Jahren gespielt hat. Freilich erinnert man sich auch daran, daß damals die politischen Belastungen, die Deutschland mit dem Versailler Friedensvertrag auferlegt wurden, die Regelung der deutschen Altverschuldung und Neuverschuldung an das Ausland unerhört erschwerten. Das hat seinerzeit nach langen Krisen, beispielsweise nach dem Ruhrkampf, dazu geführt, daß die politische Schuld kommerzialisiert wurde, wie man es ausdrückte, und daß schließlich mehr und mehr die deutschen Schuldner und die ausländischen, vor allem die amerikanischen, privaten Gläubiger diese politische Belastung Deutschlands Seite an Seite bekämpften.

Am Ende mündete damals die ganze Debatte in eine große Frage aus: War es nach den Grundlagen unserer Zivilisation und Kultur, ja unserer Ethik und Moral zu vertreten, daß die einzelnen Bürger eines im Krieg unterlegenen Landes mit ihrem Privatvermögen unmittelbar zur Wiedergutmachung der Kriegsschäden, die der unterlegene Staat zu verantworten hatte, herangezogen wurden? Es war das erstemal in der neuen Geschichte, daß ein Sieger einen solchen Enteignungs-Grundsatz bejahte und durchsetzte. Nach den inzwischen gemachten Erfahrungen kann eigentlich auch bei den damaligen Siegern niemand behaupten, daß sich das bewährt habe. Aber das eine ist wohl eindeutig: der Eigentumsbegriff, auf dem das Zusammenleben der westlichen Menschen durch die Jahrhunderte beruht, hat dadurch einen gefährlichen Stoß bekommen. Der Stoß ist so nachhaltig und gründlich, daß die heutige Generation sich insoweit kaum noch in die Empfindungswelt ihrer Väter zurückversetzen kann. Am besten wird das dadurch beleuchtet, daß das gleiche Verfahren, das damals einem Erdbebenstoß glich, am Ende des Zweiten Weltkrieges ohne jede Bemerkung als ganz selbstverständlich praktiziert wird, ja daß die gleichen Menschen, denen im privaten Leben und in ihren Strafgesetzen die Antastung des Eigentums von dritter Seite als Verbrechen gilt, das Sensationelle einer gewaltsamen Wegnahme von Privatgut durch einen fremden Staat überhaupt nicht bemerkt zu haben scheinen.

Wenn sich jetzt der Osten und der Westen schroff gegenüberstehen, so liegt das nicht zuletzt an der Betrachtung und Behandlung des privaten Eigentumsbegriffes. Es scheint deshalb an der Zeit, daß die deutschen Guthaben in den neutralen und alliierten Ländern endlich freigegeben werden, damit der westliche Grundsatz wenigstens in der westlichen Welt eindeutig und gleichmäßig zur Geltung kommt.

Augenblicklich ist aber nicht nur das bei Kriegsschluß schon im Ausland vorhandene Vermögen Deutscher beschlagnahmt, sondern auch inzwischen dazugekommenes oder jetzt und künftig dazuerworbenes Vermögen muß als gefährdet erscheinen. Und doch bilden solche Kapitalien und die Möglichkeit, sie mit Sicherheit schaffen und erhalten zu können, ihrerseits wiederum eine entscheidende Voraussetzung dafür, daß die alten deutschen Privatschulden anerkannt werden können und daß die alten Gläubiger von der Anerkennung dann auch wirklich etwas haben. Aus den Privat-Guthaben könnten wenigstens bescheidene Abschlagsummen an die Gläubiger gezahlt oder es könnten mit ihnen als Devisenreserve Besserungsscheine ausgegeben werden. Wie sehr eine solche Behandlung des deutschen Privateigentums im Ausland nicht nur ein subjektives deutsches Anliegen ist, hat genügend der zähe Widerstand der Schweiz gegen gewisse Forderungen der Alliierten gezeigt und beweist auch die Neigung, die in einer Anzahl von Ländern Südamerikas und beispielsweise auch in Portugal spürbar ist, die deutschen Guthaben ihren rechtmäßigen Eigentümern wieder zuzustellen.

Die eine Weisheit hat man inzwischen ja auch in Amerika an den Autoreifen abgefahren, daß die Verarmung Deutschlands ein schlechtes Geschäft für Europa, und daß ein schlechtes Geschäft Europas eine Krisengefahr auch für Amerika bedeutet. Die Verarmung Deutschlands kann aber nur behoben werden, wenn ihm von draußen eine kräftige neue Kapitalspritze gegeben wird.

Deswegen muß man dem Oberkommissar McCloy dankbar dafür sein, daß er in seinem Neujahrsinterview einen Schritt weiter an die Wurzel des Uebels herangegangen ist. Und vielleicht darf man sogar annehmen, daß er mit den „anderen Hindernissen" neben den vielen Vorkriegs- und Kriegsverpflichtungen auch gerade die Beschlagnahme des deutschen Eigentums im Ausland gemeint hat.

anbetraf, alle diese Bolschewiken, Amerikaner, Juden und Demokraten, so hatte sie sie nach den Vorbildern der Propagandaplakate geformt; sie waren verkommen, verkrüppelt, sie schielten, hatten Hakennasen, waren äußerst abstoßend und feige, reif zur Vernichtung.

„Viel Feind, viel Ehr", sagte das alte deutsche Sprichwort. Gewiß, da war der Krieg, den man Deutschland aufgezwungen hatte. Da waren unvermeidliche Verluste, und einige von Lisas Freunden waren den glorreichen Tod auf dem Felde der Ehre gestorben. Aber sogar das hatte niemals den Kern ihres Wesens berührt. Im Kampf zu fallen, war heldenhaft und edel und nicht ganz wirklich: es war ein bißchen so wie auf der Bühne, getötet zu werden. Sobald das Stück aus war, wurden die Toten wieder lebendig, verbeugten sich vor dem Vorhang, und dann gingen sie hin und aßen bei Kranzler zu Nacht. Irgendwie waren die Menschen, die im Krieg fielen, für Lisa nicht wirklich tot, als ob sie alle, sicherlich, nach dem Krieg wieder lebendig heimkommen würden.

Deshalb hatte es in Lisas Leben noch nie einen Konflikt gegeben, und auch jetzt gab es keinen. Sie zweifelte nicht für eine Sekunde, wie sie sich in dieser Situation benehmen sollte. Sie hatte nie von einem Theaterstück gehört, in dem die Heldin einen Flüchtling an den Henker ausgeliefert hätte. So etwas hätte in der Tat ein sehr schwaches Theaterstück und eine reichlich schlechte Rolle gegeben. Und obwohl die Lehren der Nazis Lisas Gehirn verbogen und verdreht hatten, war doch ihr unreifes Herz unversehrt geblieben.

„Vor mir brauchen Sie sich nicht zu fürchten", sagte sie noch einmal, und in ihrem Mitleid war eine Spur von Spott. „Wenn es wirklich so schlimm um Sie steht, können Sie noch ein paar Minuten hier bleiben."

„Danke", sagte Martin, sie aus brennenden, versengten Augen beobachtend. Er war nicht sicher, daß er ihr trauen konnte.

„Gehen Sie ins Badezimmer, waschen Sie sich und ziehen Sie dieses lächerliche Kostüm aus", sagte sie mit einem kleinen Lachen tief in ihrer Kehle. Sie schien die ganze Sache als einen guten Spaß zu betrachten. Er zögerte einen Augenblick, und dann ging er ins Badezimmer, aber er ließ die Tür offen stehen und fuhr fort, sie durch den Spiegel zu beobachten. Wenn sie versuchen würde, das Telefon wieder einzustöpseln oder die Polizeiwachen hereinzurufen — aber sie tat nichts von alledem. Plötzlich entdeckte er sein eigenes Bild im Badezimmer, und es gab ihm einen Schock, wie übel er aussah: abgemagert und unrasiert, sein Haar starr von kaltem Schweiß; seine Brust, mit eingetrocknetem Blut beschmiert, kam nackt und lächerlich aus Gastons altem Frack hervor. Schnell zog er diesen idiotischen Frack aus, füllte das Waschbecken mit kaltem Wasser und tauchte seinen Kopf hinein. Es war so herrlich, wie an einem heißen Hochsommertag in einen kalten, grünen Bergsee zu tauchen. Er trank die Hälfte des Waschbeckens leer, nicht wie ein Mensch, sondern wie ein durstiges Tier; dann füllte er es wieder und spülte mit dem guten kalten Wasser seine Brust. Er löste den verkrusteten, blutigen Notverband, den er sich aus seinen Socken gemacht hatte, und untersuchte die Wunde an seiner Schulter. Es war eine üble Wunde mit ausgerissenen, klaffenden Rändern und einem häßlichen Pochen darin. Für ein paar Augenblicke hatte er ganz das Mädchen vergessen, aber als er ihr wieder im Spiegel begegnete, lag sie noch immer auf ihrem Bett, zur Zimmerdecke hinauflächelnd, als ob sie keine Ahnung hätte, daß es gefährlich war, ihn zu verstecken. In dem Medizinschränkchen über dem Waschbecken fand er ein Fläschchen Jod, und, durch die Zähne pfeifend vor Schmerz, pinselte er die Wunde damit; außerdem schien seine Schulter ausgerenkt zu sein. Als er das Jod zurückstellte, stieß er auf einen kleinen eleganten Rasierapparat. Er drehte und wendete das winzige Ding in seiner Hand und wunderte sich im stillen, wozu das Mädchen es gebrauchte. Sodann ging er dazu über, sein Gesicht mit Seife einzureiben und unter größter Konzentration seine Bartstoppeln abzurasieren. Nun fühlte er sich besser. Er warf das feuchte Handtuch um seine Schultern und

Ein deutscher Maler erhält den Carnegie-Preis

Der Maler Max Beckmann gehört seit Jahrzehnten zu den ganz wenigen deutschen Künstlern, deren Namen Weltgeltung haben. Von ihm wurde allerdings erst nach dem Zusammenbruch auch bei uns wieder gesprochen. Die Münchner Galerie Günther Franke konnte bereits 1946 eine Beckmann-Ausstellung zeigen, die mit einem Schlag verlorene Maßstäbe wiederaufrichtete und neuen Anschluß an die moderne Malerei gab. Die Kunst Max Beckmanns ist ungewöhnlich einprägsam. Zu einer wuchtigen Komposition und einer Linienführung, die holzschnittartig alles in letzter Vereinfachung zeigt, kommt ein großer malerischer Impuls, der diese spröde Härte in leuchtende Farbkraft taucht. Beckmann, der nach Amsterdam emigriert war, lebt heute in Amerika. Dreihundert amerikanische Maler hatten zu der diesjährigen Verleihung des Carnegie-Preises ihre Bilder nach Pittsburg geschickt — Max Beckmann ist der erste Preis zugesprochen worden! Wir zeigen ein Gemälde des Künstlers, das 1930 in Paris entstand: „Pariser Fastnacht".

(Aus der gegenwärtigen Beckmann-Ausstellung der Galerie Günther Franke, München.)

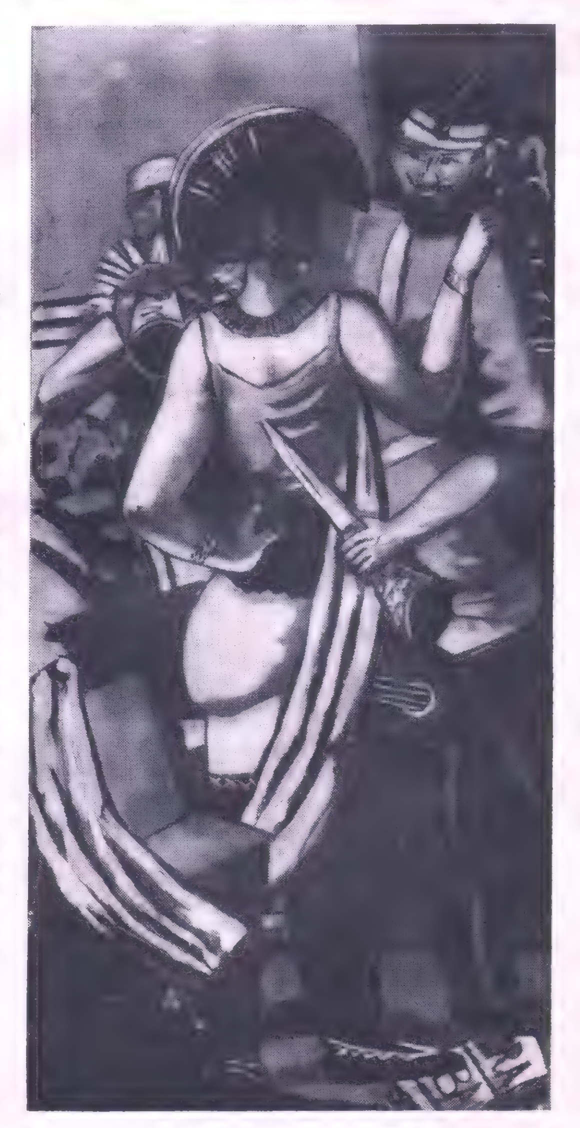


Foto: Grete Eckert

kehrte ins Nebenzimmer zurück. Lisa nahm die Verwandlung mit einem schnellen, belustigten Blick zur Kenntnis.

„Setzen Sie sich doch", sagte sie. „Sie sehen müde aus. Und was haben Sie da an der Schulter?"

„Die habe ich mir an einem Meilenstein aufgerissen. Der Polizei-Lkw. hatte 80 Kilometer drauf, als ich absprang, und meine Hände waren gebunden. Das macht einen ungeschickt."

Lisa kaute auf diesem Krümelchen von Erklärung herum. „Jetzt erzählen Sie mir einmal, warum Sie verfolgt werden", verlangte sie. „Sie sehen nicht aus wie ein Verbrecher."

„Man braucht kein Verbrecher zu sein, um den SD hinter sich her zu haben -- oder wissen Sie das vielleicht nicht, Fräulein Dorn? Die Sache liegt gerade umgekehrt. Die größten Verbrecher sind bei der Gestapo und dem SD untergekommen", sagte er schroff. Lisa erinnerte sich, daß der General in einem seiner Wutausbrüche etwas Ähnliches herausgeschrien hatte, aber damals hatte es keinen Eindruck auf sie gemacht.

„Wie können Sie erwarten, daß ich Ihnen helfe, wenn Sie mir nicht sagen, wer Sie sind?" sagte sie, beinahe schüchtern.

Martin wägte alle Möglichkeiten ab und entschied, daß es am besten sei, die Wahrheit zu erzählen. „Ich bin Martin Richter", sagte er.

„Ja? Und wer ist Martin Richter?" fragte sie unbeeindruckt. „Ich habe den Namen nie zuvor gehört."

„Nein. *Sie* haben sicher noch nichts von mir gehört, nichts von mir und nichts von den andern, von meinen Freunden, von meiner Schwester. *Sie* nicht —", sagte er mit tiefer Bitterkeit. Es gab Lisa einen Stich. Da war sie nun, gütig und großzügig, und versuchte ihm beizustehen, aber er schien weder dankbar dafür noch so demütig, wie es ihm zukam.

„Es ist möglich, daß ich sehr wenig weiß, aber ich bin stets zum Lernen bereit", sagte sie ärgerlich.

„Wozu das alles? Wenn ich Ihnen die Wahrheit erzählen würde, dann würden Sie mir doch nicht glauben. Sie wollen sie wissen? Schön. Ich will es Ihnen also sagen: Einer von den Parteiführern hat meine Schwester wie eine Prostituierte behandelt, und ich habe sie verteidigt. Das ist alles. Das ist mein Kapitalverbrechen."

„Haben Sie ihn getötet?" fragte Lisa, die mit Schillers Dramen großgezogen worden war. Er antwortete nur mit einem grimmigen kurzen Lachen. „Ihn getötet? Nein. Ich wollte, ich hätte es getan. Es ist uns braven kleinen Studenten einfach nicht eingefallen, daß wir einen Gauleiter töten könnten. Wir haben bloß ein bißchen getrampelt und ein bißchen gezischt. Das hat bis jetzt vierzehn von uns den Kopf gekostet, und meiner sitzt auch nicht gar zu fest. Erst jetzt verstehe ich, daß wir Rebellion gespielt haben wie kleine Kinder. Eine kleine Geheimdruckerei, und ein kleines Flugblatt, und eine kleine Demonstration, und ein kleiner Protest — und vierzehn von uns sind tot. An Mord hatten wir nicht gedacht. Aber wir lernen, wir lernen schnell. Wenn ich diesmal lebend davonkomme, werde ich besser wissen, was getan werden muß."

Schweigend beobachtete Lisa den erregten Jungen. Jetzt hatte sie ein bißchen Angst vor ihm bekommen, aber nicht sehr viel. Es war ein prickelndes, aufregendes Gefühl, wie sie es nie zuvor im täglichen Leben erfahren hatte — nur in den Höhepunkten ihrer großen Szenen auf der Bühne. Wann immer ich genug davon habe, kann ich ja um Hilfe rufen. Martin hatte begonnen, das Zimmer auf geräuschlosen Sohlen zu durchmessen, um sich mit jedem Detail bekanntzumachen, wie es ihm während des russischen Feldzuges zur zweiten Natur geworden war. Vorsichtig erwog er im Geist alle Möglichkeiten des Angriffs und der Verteidigung.

„Wohin führt dieser Balkon?"

„Nach der Straße; er liegt über dem Haupteingang."

„Und das Fenster im Badezimmer?"

„Nach dem Hof."

„Was liegt neben dem Badezimmer?"

„Nichts. Ich glaube, die Herrentoilette, wenn's Ihnen nichts ausmacht."

Martin untersuchte das Badezimmer. Es hatte keinen zweiten Ausgang. Das ist schlimm, dachte er. Er drehte das Licht ab, zog den schwarzen Rollvorhang hoch und öffnete das Fenster. Der Hof war abgedunkelt, aber beim Schimmer des aufsteigenden Mondes konnte er sehen, daß der Boden von einem Glasdach gebildet wurde; auch dieses war abgedunkelt, aber Martin nahm an, daß es die Hotelhalle überdeckte. Die Musik vom Bankettsaal wurde ein wenig lauter. Undeutlich unterschied er das Gitterwerk von Balkonen und Regenrinnen, die an den Mauern entlang krochen. Im schlimmsten Fall konnte man irgendwo da draußen einen Fußhalt finden. Er griff ins Dunkel hinaus und tastete am Fenstersims entlang. Zur Vorsicht ließ er das Licht im Badezimmer abgedreht und das Fenster geöffnet und kehrte ins Zimmer zurück.

„Was liegt auf der andern Seite neben der Herrentoilette?"

„Das weiß ich nicht. Ich habe das Hotel nicht gebaut. Ich glaube, da wohnt ein kranker englischer Schriftsteller. Geoffrey Nichols. Er ist so eine Art Kriegsgefangener, wissen Sie?"

Martin schob die Türe von ihrem Ankleideschrank zurück. Seine Hand wühlte sich durch das Rascheln der Kleider und berührte die Hinterwand. Kein Ausgang, aber im Notfall war dieser Schrank tief genug, um als Versteck zu dienen. An der Wand waren vier Schiebetüren und eine, die nur so aussah.

„Was ist das für eine Tür?"

„Das seh'n Sie ja — eine Tür. Sie ist zugesperrt."

„Wer wohnt im Zimmer nebenan?"

„Da ist kein Zimmer. Die Tür geht nach dem kleinen Treppenabsatz beim Personalfahrstuhl."

„Geben Sie mir den Schlüssel."

„Ich habe keinen. Ich benütze diese Tür nie. Sie ist für die Zimmermädchen."

Martin ging zum Tisch, auf dem Lisa ihren Zimmerschlüssel hingelegt hatte; es war ein unhandliches Ding, mit einem Kettchen an einem plumpen Holzpflock befestigt. Nummer 69. Er nahm den Schlüssel und versuchte, damit die Hintertür aufzusperren, was auch nach einigem Nötigen gelang. Lisa beobachtete Richter mit glänzenden, interessierten Augen.

„Warum wollen Sie diese Tür offen lassen?"

„Im Falle ich wegrennen muß."

„Wenn Sie hinauskönnen, dann kann ebensogut jemand dort hereinkommen", sagte Lisa vernünftig. Er lachte sie an, es war ein Aufleuchten von Humor, das sein Gesicht vollkommen veränderte. Aber dieses Lachen war so schnell verschwunden wie ein Blitzstrahl, der eine Landschaft für einen Moment aus der Nacht hebt und sie wieder in Dunkelheit zurückfallen läßt.

„Sie sind klug, Fräulein Dorn", sagte er anerkennend, sperrte beide Türen zu und behielt den Schlüssel in der Hand.

„Wenn Sie sicher sein wollen, müssen Sie den Riegel vorschieben", sagte Lisa mit halb unterdrücktem Lachen. Es war ihr plötzlich eingefallen, daß der General einen Schlüssel zu ihrem Zimmer hatte und jeden Augenblick in die Idylle hineinspazieren konnte. Aber noch spielte die Musik, jetzt, da das Badezimmerfenster offen stand, sogar lauter als zuvor; es war ein sicheres Zeichen, daß der Empfang unten noch im Gange war. Martin schob die Riegel an beiden Türen vor, und lehnte seinen Rücken gegen die Wand.

„Sie haben keine Angst vor mir?"

„Nicht halb so viel Angst, wie Sie vor mir haben, das kann ich Sie versichern", antwortete Lisa beinahe übermütig. „Nun hören Sie einmal auf, sich wie ein gefangener Tiger zu benehmen und setzen Sie sich hin. Atmen Sie tief; das tue ich immer, wenn ich Lampenfieber habe. Und nun erzählen Sie mir die ganze Geschichte von Anfang an. Was Sie da vorher sagten, klingt wie lauter Unsinn. Los." (Fortsetzung folgt)





Geheimnisvolle Gifte: Erster Teil

Marihuana

DER LOCKENDE RAUSCH AUS DEM HANFFELD

Tatsachenbericht über magische Rauschmittel aller Völker

VON DR. ROLF REISSMANN

Wir sind im tiefsten beunruhigt. Wir sind unserer Persönlichkeit nicht mehr sicher. Meldungen der letzten Zeit lassen es als möglich erscheinen, daß unser Charakter uns nicht mehr gehört. Ein leichter Eingriff im Gehirn — so lesen wir —, Lobotomie genannt, vermag unsere gesamte seelische Einstellung zu ändern. Man kann vordem Geisteskranke zu seelenlosen Gehirnakrobaten umbauen. Wir hören, daß Angeklagte in politischen Schauprozessen zu Puppen abgerichtet werden, die, scheinbar unbefangen und scheinbar im Besitz ihrer vollen Verantwortlichkeit, Aussagen machen, die mit ihrer früheren Persönlichkeit in keinem Zusammenhang mehr stehen. Längst ist der Verdacht wach geworden, daß in solchen Fällen Chemikalien verwandt worden sind, die sowohl die Gehirnfunktion wie das Gedächtnis und die Urteilsfähigkeit eines Menschen entscheidend zu beeinflußen vermögen. Bis vor einem Jahrzehnt hat man geglaubt, eine Übersicht über alle Drogen zu haben, die Räusche, Träume, Phantasievorstellungen, Zwangsaussagen verursachen. Die europäische Wissenschaft hat sich geirrt. Inzwischen sind viel stärkere Drogen bekannt geworden, die die Psyche eines Menschen viel gründlicher zu ändern vermögen als Morphium, Haschisch oder Kokain. Sie sind der Öffentlichkeit nicht bekannt geworden, sie sind nicht einmal der ärztlichen Welt in ausreichendem Maße bekannt geworden, sondern wahrscheinlich — lediglich all jenen Regierungen, die ein Interesse daran haben, gefärbte und gefügige Aussagen gewichtiger Persönlichkeiten zu erhalten. Diese Regierungen haben sich um jene seltsamen Erfahrungen gekümmert, wie sie primitive Völker aus selbstverständlicher Naturverbundenheit heraus gemacht haben. Ist es ein Zufall, daß insbesondere die Indios Mittel- und Südamerikas sich als besonders gute Gift-Experten erwiesen haben? Nein — denn sie sind die Hüter einer sehr alten, geheimnisvollen Tradition. Unser Mitarbeiter Dr. Rolf Reißmann, der als medizinisch gebildeter Völkerkundler sowohl Amerika wie den Fernen Osten auf der Suche nach neuen Heilmitteln bereist hat, gibt hier eine wissenschaftlich begründete Schilderung über die Wirkung von Giften, die größtenteils noch nicht erforscht sind.

Die berüchtigten Marihuana-Zigaretten werden, nach Beobachtungen der Polizei, über Italien nach Deutschland eingeschmuggelt. Amerikanische Dienststellen äußerten den Verdacht, daß Marihuana in Bayern planmäßig angebaut würde; der Münchner Polizei, die auf dem Gebiete der Rauschgiftbekämpfung sehr aktiv ist und große Erfolge erzielen konnte, ist davon nichts bekannt.

Über der Stadt Mexiko liegt die heiße scharfe Mittagssonne. Ein junges Mädchen wandert auf der staubigen Straße dem Zentralgefängnis zu. Sie biegt ins Tor und geht auf die Wache: sie möchte gern ihren Vater sprechen. Der Beamte wühlt flüchtig in dem Körbchen, das sie bei sich trägt: nichts Verbotenes. Im Sprechraum begrüßt sie ihren Vater, wie jede Woche; sie packt das Körbchen aus, und, unter den Augen des Beamten, deutet sie auf ein kleines Paket: „Und das schickt dir Tante Annemarie ..."

Tante Annemarie! Die Augen des Gefangenen leuchten auf. Zitternd greifen seine Hände nach dem kleinen Paket. Oh, nun weiß er: für die nächsten acht Tage ist er gerettet! Er kann seinen Mitgefangenen etwas abgeben, und sie werden ihm die beste Pritsche lassen. Und die Wärter werden etwas bekommen, dann braucht er keinen Besen in die Hand zu nehmen. Aber vor allem — Annemarie, auf spanisch „Marihuana", wird ihn in einen Rausch versetzen, in jenen leichten beglückenden Rausch, der ihn Zeit und Kummer und Gefängnismauern vergessen läßt. Woher und auf welche Weise seine Tochter Marihuana bekommen hat, das fragt er lieber nicht ...

Ja, wie er vor zehn Jahren, das letzemal gesessen hat, da war es noch viel einfacher gewesen. Damals war es noch so, daß jeder Gefangene von seiner Familie ernährt werden mußte. Der Staat kochte nicht. Jeden Mittag mußte jemand von den Angehörigen das Essen bringen. Doppelt harte Strafe — die Familie hatte nicht nur den Ernährer verloren, sondern mußte ihn auch noch mit ernähren. Und selbstverständlich verlangte der Ärmste Marihuana in den Maisbrei, damit er das Unrecht, das ihm der Staat zugefügt hatte, besser überstünde.

Kürzlich wurde im Pueblo-Zuchthaus in Mexiko ein zweiundzwanzigjähriges Mädchen erwischt, „Muneca de oro", Goldpüppchen, genannt, das an die Sträflinge nicht weniger als drei Kilo Marihuana verkauft hatte. „Ich will schnell reich werden", sagte sie mit unschuldigen Augen. „Die Sache mit Männern bringt augenblicklich viel zu wenig ein." Man fand in ihrer Wohnung einen Posten Marihuana-Zigaretten, der ausgereicht hätte, um ein halbes Bataillon zu vergiften.

Und was ist Marihuana oder „Annemarie"? Sie ist überall in den Tropen, wo Menschen zwangsweise zum Zusammenleben verurteilt sind, die große Trösterin. Der Tröster der kasernierten Soldaten, der Zuchthäusler, der Verbannten und Kranken, der Matrosen auf den Segelschiffen der Tröster in den Bordellen, in den Tuberkulose-Sanatorien, in den Todeslagern der Aussätzigen. Ja, man hat Marihuana in brasilianischen Knabenpensionaten gefunden — und in nordamerikanischen Frauenvereinen, deren Mitglieder vorgaben, gemeinsam zu häkeln.

*

Marihuana ist nichts anderes als Hanf — in den Tropen gezogen. Dieselbe Pflanze die beispielsweise in

Nordindien noch harmlos ist, liefert in Südindien das Gift. Männliche Pflanzen enthalten gar keins, weibliche nur zur Zeit der Blüte. Die Römer, die die Pflanze und ihre Eigenschaften kannten, wußten das schon. Sie nannten die weibliche Blüte „feminella" und den Rausch, den sie brachte, ebenso. Aus diesem Wort ist unser Wort „Fimmel" entstanden. Und eben weil nur die weibliche Blüte „fimmelig" macht, hat das Gift in der spanischen Welt den Mädchennamen ‚Annemarie' bekommen.

„Annemarie" wird gegessen, getrunken und geraucht. Die Leute, die sie essen wollen, zerreiben die Blüten und die obersten Teile der Hanfstengel, mischen sie mit Zucker und spanischem Pfeffer und schütten das Ganze in Milch oder Schnaps. Das tun vor allem die Frauen — diese Prozedur läßt sich unter der Hand in der Küche vornehmen, ohne daß jemand etwas davon merkt. Später merkt man es doch — vor allem an den geröteten, tränenden Augen. Marihuana erhöht die Drüsentätigkeit — von den Tränendrüsen bis zu den Drüsen, die begehrlich machen. Wohl mehr als die Hälfte der Frauen in Hinterindien kennen die belebende Droge.

„Ich gehe eben noch einmal durchs Feld", sagt der Ranchero, wenn der Hanf in Blüte steht. Er tut es in den üblichen schweren Lederhosen. Wenn er wieder nach Hause kommt, ist die Hose klebrig von dem Harz, das der Hanf von selbst ausscheidet. Sorgfältig kratzt der Farmer das Harz mit dem Messer herunter und dreht es zu kleinen Kügelchen. In dieser Kügelchen-Form wird das Rauschgift gehandelt. Keine Retorte, kein alkoholischer Auszug, keine umständlichen Manipulationen sind nötig wie bei anderen Rauschgiften. Ein Kügelchen reicht für zehn Räusche — ins Essen getan oder in der großen Pfeife langsam verschmort. Ein Zehntel Gramm genügt.

Meist raucht man die zerriebenen Blattspitzen, die reichlich Gift enthalten. Über die chemische Zusammensetzung des Giftes ist die Wissenschaft sich noch immer im unklaren — man weiß nur: es ist dem Gift des Fliegenschwammes verwandt. Dabei ist der Marihuana-Mißbrauch in den Tropen so verbreitet, daß in vielen Ländern der Anbau von Hanf verboten werden mußte. Wir werden sehen, welche tollen Wege der Marihuana-Anbau und der „Annemarie"-Handel ging.

*

Das Pikante an einem Marihuana-Rausch ist vor allem: man wird selten sinnlos betrunken; man weiß immer noch, daß man sich in einem besonderen Zustand befindet. Geübte Süchtige können sich mit einem Ruck in die Wirklichkeit zurückversetzen.

Kann sich aber der Berauschte seinen Träumen hingeben, so erlebt er eine Zeitspanne ungetrübter Seligkeit. Minuten werden zu Stunden, und eine kleine, nur eine Stunde wirkende Dosis, läßt ihn Tage, ja Ewigkeiten gehobenen Selbstbewußtseins genießen. Keine Aufgabe erscheint zu schwer, Zeit und Raum sind keine Hemmnisse mehr, ein wundervolles Gefühl von Kraft, Gesundheit und Vollmenschentum durchströmt ihn: ja, in vielen tropischen Ländern glaubt das Volk, daß dieses Gift Schwächlinge zu Athleten mache.

In einer Kneipe in Singapore erhebt sich plötzlich ein bis dahin ganz ruhiger Mann. Er fängt mit einem anderen Händel an. Was, der andere will ihm nicht glauben, daß er der größte Revolverschütze in ganz Malaia ist? Her mit den Revolvern! Hat er nicht gestern erst als Flieger den neuesten Schnelligkeitsrekord errungen? Wie, er solle das beweisen? Bitte sehr, morgen auf dem Flugplatz, um neun Uhr! Aber so lange wollen wir gar nicht warten! Komm herunter zum Hafen, ich werde bis zum Leuchtturm hinüberschwimmen!

Der Mann springt ins Wasser und wird nicht mehr gesehen.

Der amerikanische Schriftsteller Bayard Taylor, Übersetzer von Goethes Faust, berichtet: „Ich stand am Fuß der Cheopspyramide und erklomm sie im Nu bis zur Spitze. Ich sah ein weites wüstes Land und fühlte mich plötzlich schweben. Eine papierdünne Barke, anscheinend aus Perlmutter, hatte mich aufgenommen und trug mich durch die Luft zu wundervoll blühenden Wiesen. Dann barst mein Körper in Stücke, und ich zerteilte mich im All. Dadurch fühlte ich mich wunderbar erleichtert."

Sein Freund, Carter Harrison, saß lange Zeit tiefsinnig da. Dann hatte er die philosophische Lösung des Welträtsels gefunden. Er wußte plötzlich, wer er war. „Eine Lokomotive!" sagte er beseligt und begann, mit kurbelnden Armen und stampfenden Schritten im Zimmer herumzurasen. Dann sah er schwarze Ungeheuer mit Feueraugen und riesigen Ohren, die in der Luft herumflappten wie langbehaarte Leintücher, und mit Pfoten, die eine Art von Schwimmhäuten hatten. „Das sind die himmlischen Lokomotiven!" schrie er entsetzt. „Gott gnade mir! Sie wollen hinein in die Wirklichkeit!"

Ein interessanter Aufschrei! Der Berauschte wußte also, daß die himmlischen Lokomotiven eigentlich un-



„What to do? — Was kann man machen?" *Robert Mitchum, Filmschauspieler und Angeklagter in einem der letzten Rauschgift-Prozesse von Hollywood, bespricht sich mit seinem Verteidiger. Zu machen ist eigentlich nichts mehr, denn die Beweise der Polizei sind allzu eindeutig: sie hatte Mitchum und seine Freundin mit Marihuana-Zigaretten im Mund und mit den glasigen Augen, die dieses Rauschgift verursachen, erwischt. Oder soll Mitchum, um sich zu verteidigen, dem Richter erzählen, wie maßlos überspannt das Leben der Hollywood-Stars ist, daß sie alle üblichen Genüsse bis zum Überdruß kennen, und daß Marihuana für ihn der einzige Ausweg aus dem ereignislosen, eintönigen Leben war?*

wirklich waren und einem anderen Reiche zugehörten, denn sie „wollten ja erst in die Wirklichkeit"! Jedenfalls zeigt sich, daß die Marihuana-Wirkung sich ganz verschieden äußern kann: je nach Bildungsgrad und Charakter. Der primitive Mann in der Kneipe glaubte, er sei der beste Revolverschütze und Schwimmer der Welt, der Goetheforscher erklomm eine klassische Pyramide, der Dichter sah grauenhafte unwirkliche Wesen, und der stark erotisch eingestellte Mensch schwelgt in lasziven Träumen. Ein bekannter Forscher sagte mit Recht: „Marihuana fügt nichts hinzu, sondern macht nur sichtbar." Ein ausgezeichnetes Mittel also für einen Charakter-Test...

Vor einer Reihe von Jahren bemerkte die Polizei, daß unter den Scharen von Juchhei-Mädchen, die sich in der Umgebung von Hollywood herumtrieben, plötzlich auffallend viele brutale Streitigkeiten vorkamen. Stechereien mit Taschenmessern und Scheren, kleine Revolverschießereien, Prügeleien mit Schusterahlen und Bügeleisen häuften sich unter den Komparsinnen so, daß man sie scharenweise verhaften mußte.

Einige Stunden später hatten sie sich beruhigt, sie konnten von ihren Freunden abgeholt werden. Mädchen, die sich vor wenigen Stunden aus Brotneid zum Teil nicht unerheblich verletzt hatten, fielen sich reumütig in die Arme und weinten sich aus. Es stellte sich heraus, daß man ihnen Marihuana-Zigaretten verkauft hatte.

*

Zu einem Bauern in der Sierra kommt ein harmloser Reisender und genießt Gastfreundschaft. Er spricht vom Wetter, von der Ernte und auch von Marihuana. Ob der Bauer nicht auch...?

Da sei Gott vor, bekreuzigt sich der Bauer, der Anbau ist streng verboten, und die Nachbarn...

Der Reisende blinzelt. Ob der Bauer denn nicht reich werden wolle? Andere hätten den Trick längst heraus. So ein hübsches hochgelegenes Terrassenfeld, außen herum Mais, und innen, wo es niemand sieht, ein wenig Hanf! Und er, der Reisende selbst, würde nachher die Kügelchen abholen, der Bauer brauchte mit gar niemandem zu sprechen. Und er klimpert mit den Silberstücken in der Tasche. Den Hanfsamen hat er gleich mitgebracht. Und einige Päckchen Marihuana-Zigaretten natürlich auch.

Das lindert den Kummer, Bauer, so und so — mit Geld und Annemarie ist alles besser.

Der Flieger Tom Andrews mochte ein geschickter Flieger sein — das war aber auch alles. Als geschickter Flieger, der die Augen offenhielt, bemerkte er, als er in niedrigem Fluge über eine nordafrikanische Stadt hinwegstrich, daß auf vielen flachen Dächern grüne Pflanzen wuchsen.

Ungeschickt aber war es zweifellos, das der Behörde zu melden, statt auf eigene Faust der Sache nachzugehen — denn er hätte sich mit Schweigegeld ein hübsches Vermögen verdienen können. Denn siehe da — die Polizei fand, daß auf den Dächern der höchsten Häuser, jedem Blick von unten entzogen, Marihuana angebaut wurde.

In der Nähe von Baltimore wurde vor einigen Jahren die größte bisher bekannte Marihuana-Pflanzung im Werte von über einer Million Dollar entdeckt. Das Unternehmen beschäftigte ein Heer von Agenten. Ja, im Jahre 1935 kultivierten ein paar Frechlinge im Zentralpark von New York die Pflanze ganz offen und „ernteten" auch. Niemand nahm Anstoß, denn niemand kannte die Pflanze, die städtischen Gärtner begossen sie, und die Rauschgift-Nassauer blieben lange Zeit unbehelligt.

In Annam, wo es gewissen Gefangenen erlaubt ist, ihre Zelle selbst zu möblieren, fand man, daß die Kissen- und Polsterfüllungen aus Marihuana-Blättern bestanden. In Nikaragua gibt es das Sprichwort: „Je weniger Mais ein Bauer erntet, um so reicher ist er" — weil er nämlich Marihuana zwischen den Mais gesät hat.

Als in Saigon auf einer Baustelle zwei Tonnen konfiszierter Marihuana-Blätter behördlicherseits verbrannt wurden, hörte Handel und Wandel in der Stadt auf: Tausende strömten von allen Seiten herbei, Ladeninhaber ließen ihre Läden, Autobuspersonal ihre Autobusse im Stich, um den geliebten Rauch einzuatmen.

Über den wirklichen Umfang des Handels mit dieser Droge können sich auch die internationalen Rauschgift-Abwehr-Zentralen kein Urteil bilden. Der in Amerika übliche Preis für eine Schachtel mit zehn Zigaretten beträgt einen bis anderthalb USA-Dollar. Die Zigarette besteht zu zwei Dritteln aus schlechtem Tabak und zu einem Drittel aus trockenen Marihuana-Blättern. Manchmal ist auch eine bestimmte Zimtsorte hineingemischt und gibt der Zigarette einen besonderen Geruch, der auch an dem Raucher haftenbleibt und der Polizei und dem Arzt sehr schnell verrät, ob jemand dem Rauschgift verfallen ist.

*

Die Folgen der Marihuana-Sucht treten nicht rasch, sondern erst nach geraumer Zeit auf — ebenso wie die Sucht selbst ein langes und relativ harmloses Anfangsstadium hat. Bei längerem Genuß aber werden die Süchtigen rettungslos unzuverlässig, flüchtig und zerstreut. Sie merken selber, daß sie keine Arbeit mehr mit Verantwortungsgefühl und Genauigkeit machen; sie merken auch, daß die Gedanken ihnen davonlaufen, daß sie wichtige Dinge vergessen, unbemerkte Lücken in ihrer Beweisführung haben und darum in allen Dingen des täglichen Lebens unterlegen und die Dummen sind.

Sie verlieren ihre Selbstachtung, werden unterwürfig, scheu und übermäßig höflich. Sie fühlen sich leicht zurückgesetzt und gekränkt; sie vernachlässigen sich. Sie brausen aus den geringsten Anlässen auf, etwa, wenn ihnen jemand in der Straßenbahn leicht den Ärmel streift. Im Rausch werden sie unvorsichtig, „riskieren" etwas, begehen selbstmörderische Aktionen (kaum je Morde an anderen), verlieren jede Hemmung, fahren zum Beispiel absichtlich in ein anderes Auto hinein.

Rote Augen, geschwollene Augenlider, später ständiger Tränen- und Speichelfluß, Zittern in den Fingerspitzen — und ein dauerndes zwanghaftes Backenaufblasen bezeichnen die schweren Fälle. Minderwertigkeitsgefühle, logische Verwechslungen und Verstellungen, angefangen vom stetigen Sich-Versprechen bis zum Irrereden stellen sich ein. Ein Drittel aller Irrenhaus-Pfleglinge in Mittelamerika verdanken ihre zerstörte Vernunft diesem Laster.

Ein vielgesungenes Verschen in Südamerika lautet: „La cucaracha, la cucaracha — ya no puede caminar — porque le falta, porque le falta — Marihuana que fumar" — zu deutsch: „Ach du arme Küchenschabe, kannst du nicht mehr laufen?" — „Weil ich doch kein Geld mehr habe, ‚Annemarie' zu kaufen!"

Tiere sprechen auf das Kraut nämlich an. Man kann mit Marihuana Kampfstiere zu wilder Angriffslust stacheln, und bei den Hahnenkämpfen werden die Hähne vorher abgerochen, ob sie auch nicht gedopt worden sind.



Auch sie rauchte Marihuana-Zigaretten. *Das ist Mitchums Freundin, der Filmstar Lila Leeds. Erwartungsvoll sieht sie auf den Richter, der das Urteil ausspricht: sechs Wochen Haft. Wie Robert Mitchum, sorgte auch sie auf der Anklagebank und später im Gefängnis für genügende Beachtung in der Öffentlichkeit. Sie ließ sich fotografieren, gab Interviews — und als sie entlassen wurde, hatte sie bereits einen neuen Filmvertrag in der Tasche.*

„Die eingeimpfte Todesstunde"

Mit diesem Tatsachenbericht setzt „QUICK" in einem der nächsten Hefte die Serie „Geheimnisvolle Gifte" fort.

Dr. Mabuses letztes Spiel

ROMAN VON NORBERT JACQUES

Die letzte Fortsetzung schloß:

Die Lara hatte es nicht verwunden, daß der Sturm ihres Gemütes, der sie zu Born getrieben hatte, an der Abweisung durch den Anstaltsdiener gebrochen worden war. Aber die Mitteilungen Hellis beruhigten sie nun wenigstens darüber, daß an ihrer Abweisung Born selber wirklich keine Schuld hatte, man ließ ja nicht einmal seine Tochter zu ihm. Sie tröstete nun Helli: „Du wirst sehen, er macht sich frei und kommt doch! Und jetzt muß ich ruhen, Helli. Wir sehen uns hinter der Bühne, heute nacht ...“

Da dieses Gespräch eine sofortige Verbindung mit Fräulein Born verhinderte, steigerte sich die Erregung der Frau am Fernsprecher in der Kneipe. Und als Helli Born nach Beendigung ihres Gespräches mit der Lara sofort wieder angerufen wurde, hörte sie eine unbekannte Frauenstimme, deren Erregung das Mikrofon noch verschärfte:

„Ach Frollein“, hörte sie, „so kommen Sie doch man gleich! Es geschieht etwas!“

„Wer ist denn am Apparat?“ fragte Helli zurück, noch ruhig, da das Wohlfahrtsamt manchmal sonderbare Telefonunterhaltungen zu führen hatte.

„Seine Zimmervermieterin! Kommen Sie gleich Frollein, es geschieht etwas!“

„Wen wollen Sie denn sprechen?“

„Ach, Gott, nee, nu sind Sie am Ende gar nicht das Frollein Born, für die ein Brief oben uff seinem Tisch liegt.“

„Doch, ich bin Fräulein Born. Auf welchem Tisch liegt ein Brief?“

„Nu, auf dem von meinem Zimmerherrn, vom Herrn Kent ...“

Um neun Uhr fünf war Helli in Kents Wohnung. Die Wirtin erzählte ihr, was sie gesehen hatte, und daß Kent mit den Worten: „In zehn Minuten bin ich wieder da!“ gegangen sei, und nun sei schon eine Stunde vorbei. Und auf dem Tisch liege der Brief für sie.

Helli betrat das Zimmer und sah den Brief. Sie las ihren Namen und die Adresse darauf. Etwas hielt sie davon ab, ihn gleich zu lesen. Vielleicht war es nur die Gegenwart der fremden Frau. Diese umgab sie mit klagendem Mahnen und mit den Äußerungen unbestimmter wilder Vermutungen und ließ Helli nicht zur Klarheit mit sich selbst und zu einem Entschluß kommen. Sie saß kleinlaut, in ihren Pelz gehüllt, auf einem Sessel und strengte sich an, über das Gestöhne der Frau ihren eigenen Gedanken nachzugehen. So wurde es halb zehn Uhr, Kent kam nicht zurück. Da faßte Helli die Wirtin am Arm und schob sie hinaus, indem sie sagte:

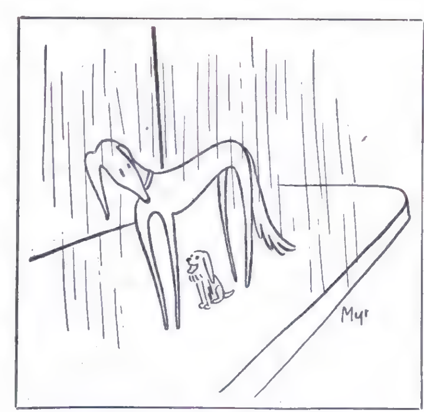
„Lassen Sie mich einen Augenblick allein!“ Sie riegelte die Tür zu. Dann öffnete sie den Brief und las ihn. Einen Augenblick hatte sie die Anwandlung, sich ohnmächtig auf den Boden sinken zu lassen, doch sie widerstand. Sie erholte sich rasch und begann mit einem fieberhaften Eifer nachzudenken, was jetzt zu tun war.

*

Kent kam um halb neun Uhr in die Straße, in der das verlassene Fabrikgebäude lag. Er ging bis zu der Destille, die hundert Schritte vor dem Haus auf der anderen Seite der Straße lag und beobachtete die Gäste, während er einen Schnaps trank. Er kannte niemanden. Dann trat er wieder auf die Straße hinaus und ging langsam zurück und kam wieder auf das Haus zu. Er sah nichts Auffälliges, nichts, was ihm einen An-







„Wird's bald aufhören zu regnen?!"

haltspunkt irgendwelcher Art hätte geben können. Die Vorübergehenden schritten alle geradeaus, einem Ziel zu, das nicht das Haus war, wie er feststellte. Er schaute auf die Uhr. Er hatte noch fast zehn Minuten bis neun. Also ging er einmal über das Haus hinaus. Er bemerkte nur, daß alles finster war Aber das war ja der regelmäßige Zustand des Gebäudes.

Als er wieder zurückkam, sah er einen Mann in einer dem Haus gegenüberliegenden Toreinfahrt lehnen und sich gelangweilt eine Zigarette anzünden. Auch diesen Mann kannte er nicht.

Kent trat nun schnell in den Tordurchgang und durch die bekannte Tür ins Treppenhaus. Es war dunkel. Er nahm in eine Hand seinen Revolver und in die andere die elektrische Taschenlampe, drehte sie aber nicht an, sondern stieg durch die Finsternis, eng an die Wand gedrückt, vorsichtig die Treppe hinauf. Die Eisentür oben, die in den gewohnten Versammlungsraum ging, in dem er erwartet wurde, war verschlossen. Er steckte Lampe und Waffe in die Manteltaschen und wartete.

Er stand dicht neben der Tür, dort, wo sie sich öffnete. Eine lange Zeit verging, wenigstens erschien sie ihm lang, und er wollte nicht auf seine Uhr schauen, um kein Licht machen zu müssen. Er ward ungeduldig und schlug mit dem Fuß an die Tür.

Kurz danach hörte er, daß sie sich öffnete, und einen Augenblick später fiel auch Licht heraus in den Flur. Nun trat er ein und hatte die Hand in der Tasche um den Revolver. Die Tür schloß sich hinter ihm von selber, sobald er eingetreten war. Er faßte, als er das Einschnappen des Schlosses hörte, rückwärts nach der Klinke, ohne sich umzudrehen. Die Tür war zu. Er bekam sie nicht mehr auf.

Also war doch jemand im Haus, sagte er sich noch, als er schon aus dem Spalt der Schiebetür die bekannte Stimme hörte:

„Was haben Sie zu sagen, Kent?"

„Nichts."

„Sie werden um neun Uhr fünf tot sein."

„Nein!" schrie auf einmal Kent und sprang unversehens auf die Tür zu, zwischen deren Öffnung er die Silhouette des Mannes, der ihn richten wollte, in undeutlichen Umrissen erkannte. Zugleich hatte er den Revolver aus der Tasche gerissen und schoß auf ihn. Das Licht verlöschte in diesem Augenblick. Er hörte, wie die Tür sich zuschob. Aber er war schon bei ihr und klemmte sich dazwischen.

Er schoß nochmals in die Dunkelheit auf den Unbekannten vor sich und holte zugleich seine elektrische Taschenlampe heraus, drückte sie an, sah in der Lichtscheibe des kleinen Scheinwerfers die breit hockende Gestalt des Mannes grell beleuchtet und reglos nur auf Armlänge entfernt und schoß zwei-, dreimal in sie hinein.

Plötzlich fühlte Kent seine Nasenschleimhäute von einem ätzenden Dunst gereizt. Hastig riß er die Gasmaske über den Kopf, schnürte sie zu, und als er nun mit drohend vorgehaltener Waffe an den Mann herantrat, der sich trotz der Schüsse aus der Nähe noch aufrecht auf seinem Stuhl hielt, stellte er fest, daß die Gestalt eine Holzpuppe war, hinter deren Kopf man einen kleinen Lautsprecher angebracht hatte. Die Kugeln hatten Kopf und Lautsprecher durchbohrt.

Kent stutzte nur einen Augenblick vor dieser unerwarteten Feststellung. Dann stieß er mit dem Fuß gegen die Puppe. Sie fiel vom Stuhl und schlug mit dem Kopf gegen die Wand; der Kopf zerbrach Er war aus Wachs.

Nun besah sich Kent seine Umgebung. Am Rücken der Puppe entlang gingen die Drähte des Lautsprechers in den Fußboden. In diesem Fußboden war neben den Drähten eine andere kleine Öffnung, in die ein Rohr eingeschoben war. „Ach so", sagte sich Kent, als er dieses Rohr sah, „da blasen sie das Gas herein."

Für alle Fälle ... Er nahm von dem Wachs, aus dem der Kopf der Puppe gemacht war, einen Klumpen und verstopfte damit das Rohr.

Nun wandte er seine Aufmerksamkeit dem Zimmer zu. Es war bis auf die Puppe und ihren Stuhl leer. Links an der Seite hing hinter einem Schirm eine elektrische Birne, und im Vorderraum stand eine Jupiterlampe. Die Wände zeigten sich glatt. Hatten sie einmal Fenster gehabt, so waren sie zugemauert worden, und es war nicht zu erkennen, wo sie gewesen sein konnten. Er untersuchte die Wände ganz genau. Es gab nirgends einen Zugang in den Raum, außer durch die Eisentür, durch die er gekommen war.

„Gut", sagte sich Kent bei der Überlegung, was er nun anzufangen hätte. „Diese Tür muß sich wieder öffnen. Denn es ist unwahrscheinlich, daß sie mich in diesem Zimmer verfaulen lassen wollen, wenn sie mich durch ihr Giftgas getötet zu haben glauben."

Ja, die Sache kam ihm durch diese Aussicht und die Entlarvung des Räuberhauptmanns als eine mit einem Lautsprecher redende Puppe fast humoristisch vor, und er sah sich schon außerhalb jeder Gefahr und gerettet.

Er sagte sich: „Ich nehme an, daß sie zu einer runden Zeit sich vergewissern kommen, wie mir das Gas geschmeckt hat. Um neun Uhr fünf hatten sie die Erledigung angesetzt. Es ist jetzt ... neun Uhr achtzehn. Um halb zehn Uhr werden sie die Tür öffnen. Ganz sicher habe ich also noch zwölf Minuten, wenn ich mich jetzt so still verhalte, daß die zur Kontrolle Bestellten draußen in ihrem Glauben an meinem Hingang nicht getäuscht werden.

Er stellte sich an die Tür, indem er die abgestellte elektrische Lampe wieder einsteckte; und zwar stellte er sich zu der Seite, von der aus sie sich öffnete. Sie ging nach innen. Nun zog er vorsichtig seine Schuhe aus und steckte in jede Manteltasche einen. Wie oft er geschossen hatte, konnte er nicht sicher sagen. Aber die Waffe hatte zehn Schüsse. Gewiß war die Hälfte noch drin. Für den äußersten Fall, mit dem er aber nicht rechnete, mußten die genügen

„Halt", sagte er sich plötzlich, „wenn sie auf den Einfall kämen, das Licht wieder anzudrehen, so würden sie mich sofort neben der Tür zur Flucht bereit entdecken."

Unter Aufbietung aller Vorsicht schraubte er, auf dem Stuhl stehend, von dem er die Puppe heruntergeworfen hatte, die zwei Glühbirnen aus, die in dem Raum waren.

Dann begab er sich an die Stelle neben der Tür zurück. Eine brütende Hitze trieb ihm jetzt den Schweiß aus dem Haar, der in den Halsverschluß der Gasmaske rann und ihn durchnäßte. Auf einmal hörte er einen Laut draußen an der Tür. Dann kam eine Stimme: „Ist das Licht wieder angedreht?"

„Jawohl", antwortete jemand.

Schnell öffnete sich die Tür. Kent hörte Bewegungen und Tritte von Menschen dicht neben sich. Eine Stimme schimpfte. Sie klang wie in einer Kiste.

„Sie haben auch Gasmasken an", sagte sich Kent. „Dieselben wie ich. Sie kommen ja von einem Lieferanten."

„Du hast ja nicht angedreht!" schimpfte die Stimme.

„Gewiß hab' ich das!" rief der andere zurück.

„Dann hat er die Birnen kaputt gemacht . . ."

Kent hörte an den Stimmen, daß die beiden schon im Raum waren. Unhörbar auf den Socken, schlich er in die Öffnung der Tür, und als er schon draußen auf dem Flur war, sagte eine der Stimmen drinnen:

„Nimm rasch deine Taschenlampe, daß wir sehen, wo er liegt." Aber Kent war schon auf der Treppe, er hielt die Pistole entsichert in der Rechten. Mit der Linken packte er das Geländer, raste hinab und war bald unten, ohne daß jemand ihm in den Weg getreten wäre. Er steckte die Waffe ein, riß im Tordurchgang die Gasmaske vom Kopf und warf sie in eine Ecke. Mit dem nächsten Schritt trat er auf die Straße. Dort stieß er überraschend mit einem Menschen zusammen, der am Haustor gestanden haben mußte. Kent griff zur Pistole, in dem anderen einen neuen Gegner sehend. Doch dieser wich zur Seite. Kent lief auf die andere Straßenseite und zog die Schuhe wieder an.

Jetzt gleich zur Polizei! Wenn die in der nächsten halben Stunde zugreift, wird sie das Nest ausheben. Die Drähte des Lautsprechers werden den Weg zum Chef zeigen, zu dem großen Unbekannten, dem Pseudo-Mabuse.

Er rief einen leer daherkommenden Taxameter an.

Als er schon im Wagen saß und das Ziel angeben wollte, dachte er plötzlich an den Brief, den er auf seinen Tisch gelegt hatte. Es darf kein Unfug damit geschehen, dachte da Kent, und er nannte dem Fahrer seine Adresse.

Er war sich im klaren darüber, daß er verfolgt werden würde, daß man ihn suchen würde. Andererseits glaubte er einige Berechtigung zu der Hoffnung zu haben, daß man ihn in seiner Wohnung am allerwenigsten vermuten würde. Seine Gegner mußten sich sagen, daß er alle Orte, die ihnen bekannt waren, meiden würde, wenn er schon nicht direkt zur Polizei gegangen war.

Aber wo sollten sie ihn suchen, wenn nicht in der Wohnung? Kents Gedanken arbeiteten fieberhaft. Vielleicht würden sie ihn auch gar nicht verfolgen und lieber den sicheren Weg wählen, alle Spuren, die sie verraten konnten, zu beseitigen. Sie mußten damit rechnen, daß er sofort zur Polizei gelaufen war. Also galt es zunächst, alle Anhaltspunkte, die der Polizei dienen konnten, zu beseitigen.

Als er bei dieser Überlegung angekommen war, fragte er sich, was es wohl für Männer waren, die die Ausführung seines Todesurteils überwachen sollten. Er kannte sie nicht. An den Versammlungen hatten sie nicht teilgenommen. Was würden sie sagen, wenn sie die umgestürzte Puppe sahen? Kannten sie das Geheimnis? Über wieviel Männer mochte dieser Pseudo-Mabuse eigentlich verfügen?

Fragen über Fragen. Kent war sich nun durchaus nicht mehr sicher, daß man ihn in seiner Wohnung vorerst ungeschoren lassen würde. Vielleicht erwartete man ihn dort schon?

Kent schwankte, ob er die Taxe nicht doch zum Polizeipräsidium fahren lassen solle. Aber da sah er wieder das frische Gesicht mit den hellen gläubigen Augen vor sich. Er sah, wie es sich angstvoll verzerrte, er sah, wie sich die klaren Augen verdunkelten, die auf seinen Brief niederschauten, er spürte, wie dieses Mädchen, das ihn errettet hatte, das an ihn glaubte — jawohl, an ihn glaubte, bestätigte sich Kent beglückt — vor Angst vergehen würde . . . und ließ die Taxe laufen.

Aber er bekam erneut Bedenken, holte ein leeres Blatt Papier und einen Bleistiftstummel aus der Innentasche seiner Jacke und schrieb eilig einige Sätze hin. Dann suchte er nach einem Briefumschlag. Schließlich fand er einen. Er war zwar beschrieben, ließ sich aber wenigstens noch zukleben. Er durchstrich die alte Anschrift und schrieb darüber: Kriminalkommissar Lohmann. Sehr dringend. Das „sehr dringend" unterstrich er mehrfach.

Kurz vor seiner Wohnung ließ er den Wagen halten und übergab dem Fahrer den Brief mit der Weisung, weiter zum Präsidium zu fahren und ihn direkt beim Kommissar vom Dienst abzugeben.

*

Helli kam schwer zu einem Entschluß. Sie sah auf ihrer Armbanduhr, daß es Viertel vor zehn war. Er war also schon dreiviertel Stunden fort. Sie fand keinen anderen Weg, als sich an die Polizei zu wenden. Sie rief die Wirtin herein:

„Wo kann ich in der Nähe telephonieren?"

Doch da hörten sie schon, daß die Flurtür draußen geöffnet wurde. Die Wirtin antwortete nicht, sondern rief: „Da ist er. Gott sei Dank, Fräulein!" und eilte hinaus.

Helli schoß das Blut in das blaß gewordene Gesicht. Sie hörte draußen die Stimme der Wirtin: „Das Fräulein ist in Ihrem Zimmer, Gott sei Dank, daß Sie wieder da sind. Fehlt Ihnen nichts?"

„Wer? Wer ist in meinem Zimmer?" rief Kent.

„Ja, da staunen Sie, Herr Kent!" gluckerte die Frau, „nu ist ja alles wieder gut!"

Kent stand schon in der Tür. Er sah Helli. Von ihr weg schaute er gleich auf den Tisch. Der Umschlag lag dort. Den Brief hielt das Mädchen in der Hand.

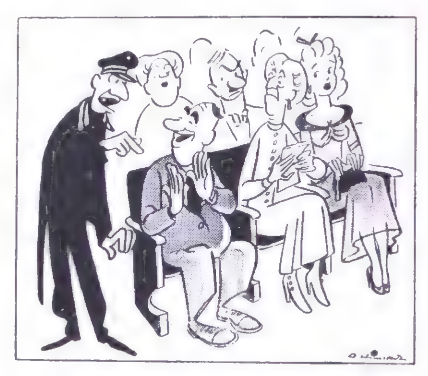
Kent schloß die Tür hinter sich. Er blieb daran stehen, und auf den Brief deutend, fragte er fast tonlos:

„Haben Sie gelesen?"

Helli schaute ihn stumm an. In ihrem Blick war Vorwurf, Frage, Hingabe. Ihr Herz wartete auf eine Lösung und Erlösung, denn je mehr Zeit seit ihrem letzten Besuch in diesem Zimmer verflossen war, um so bedingungsloser hatte sie sich ihren Gefühlen zu diesem Mann überlassen.

Aus einem Mitgefühl einer Verliebtheit war in ihrem von Erfahrungen und Entsagungen noch nicht geformten Herzen rasch ein Wille zu leidenschaftlicher Hingabe entbrannt. Wohl vermochte sie, den Ausbruch ihres Herzens unter Beobachtung und mit dem natürlichen Stolz ihres Wesens in Damm zu halten. Aber sie wußte, daß über ihr Blut hinaus eine Aufgabe auf sie warte, deren Erfüllung als einem menschlichen Gesetz sie sich nicht entziehen konnte. Ja, sie fühlte auch, daß hinter dieser raschen, aber von Ernst gefestigten Leidenschaft etwas Schwerem und Ungewissem zuging.

Kent kannte in den großen, so unberührt schimmernden Augen etwas von diesen verborgenen Vorgängen.



„Warum applaudieren Sie eigentlich immerzu?" — „Damit meine Armbanduhr nicht stehenbleibt!"

Wohl flammte es in ihm auf beim Anblick dieses Mädchens und der verheißungsvollen Augen. Wohl packte ihn der Sturm eines sehnsüchtigen Begehrens nach Nehmen und Geben. Aber er bewältigte diese Erregungen in dem Gefühl, das ihn zwang, zuerst Klarheit zwischen dem Mädchen, sich und der Vergangenheit zu schaffen.

Nur dann, fühlte er, war es möglich, die Zukunft neu zu gestalten. Er dachte an den Brief für den Kommissar, der jetzt wohl schon an Ort und Stelle war.

Kent ging auf Helli zu und nahm ihr stumm den Mantel ab. Den Brief nahm er ihr aus der Hand und legte ihn auf den Tisch. Er schob ihr einen Stuhl hin, und nachdem sie sich gesetzt hatte, nahm er in ihrer Nähe Platz und sagte:

„Ich muß Ihnen Ihretwegen und meinetwegen viel sagen. Ich weiß nicht, ob Sie dann noch ... ob Sie es verstehen werden. Aber ich muß!"

„Ja" sagt Helli nur.

Kent wandte keinen Blick von ihr, als er nun mit sparsamen Worten sein Leben zu erzählen begann:

„Sie wissen, daß ich verurteilt wurde. Ich hatte nach Beendigung meiner juristischen Studien eine Anstellung in einer Bank bekommen. Mein Vater war höherer Beamter. Meine Mutter ist eine stille, duldsame Frau gewesen. Die Veruntreuungen, deretwegen ich verurteilt wurde, habe ich begangen, um eine Schuld zu bezahlen, die mein Vater, halb aus Leichtsinn und halb unter dem Einfluß eines schlechten Menschen, gemacht hatte. Meine Mutter bat mich, zu helfen. Der Vater hätte Stellung und Ehre verloren. Deshalb tat ich es. Meine Mutter starb an den Aufregungen. Mein Vater erlitt einen Nervenzusammenbruch und nahm sich das Leben.

Als ich sah, daß ich das Geld nicht wieder beschaffen konnte, denn meine Eltern und alle meine Verwandten waren durch die Inflation um ihr Vermögen gekommen, meldete ich meinen Fehltritt. Es wurden mir keine mildernden Umstände zuerkannt, denn vor der Öffentlichkeit des Gerichtes wollte ich das Andenken meines Vaters schonen. Ich bekam die schwere Strafe von zwei Jahren.

Dann wurde ich aus dem Gefängnis entlassen, und ich hatte den Mut verloren und keinen Menschen mehr, der auf meiner Seite stand. Ich habe es mit allem versucht. Immer kam es heraus, daß ich verurteilt worden war, und sobald das bekannt wurde, war ich am nächsten Tag wieder ohne Beschäftigung.

Durch all diese grausame Ungerechtigkeit hatten sich rasch in mir Zorn und Haß gegen die Menschen angesammelt. Ich litt auch Not. Oft hatte ich nichts zu essen und kein Bett und kein Dach für die Nacht.

Da habe ich mich schließlich aus Not und im Zorn gegen die Härte der Menschen verleiten lassen, bei einer Gesellschaft von Verbrechern mitzumachen. Ich war bis heute ein halbes Jahr bei ihnen. Ich habe nun die Entschuldigung, daß zu den schon genannten Gründen der kam, daß diese Gesellschaft mit einem abenteuerlichen Geheimnis zusammenhing und Ziele verfolgte, die nicht auf rohen Raub gerichtet zu sein schienen. Seitdem ich Sie gesehen habe, Fräulein Helli, ist mir zum Bewußtsein gekommen, daß ich dieses Leben nicht weiterführen konnte, und ich habe mich heute von diesen Leuten getrennt. Das mußte ich ihnen sagen."

Helli nahm Günther Kents Geständnis mit Ruhe auf. An das von ihr erfundene „Weibsstück" hatte sie auf die Dauer doch nicht glauben können, sondern hatte sich die Umstände, denen er erlegen war, schon so oder ähnlich gedacht, wie er sie jetzt geschildert hatte, und also konnte seine Erzählung nichts an dem Zustand ändern, der ihre Bindung an ihn bewirkt hatte. Nie war sie einen Augenblick im Zweifel darüber gewesen, ob hier ein Geheimnis waltete, oder ob Kent vielleicht doch ein innerlich verkommener Mensch war. Er konnte nicht verkommen sein, es war ganz klar, daß er gewissen Schicksalsschlägen zum Opfer gefallen war, die ihm den Schein des Verbrecherischen gaben.

Darum sagte sie jetzt auch ganz ruhig:

„Ich glaube Ihnen, Herr Kent. Ich glaube Ihnen alles. Aber da es so ist, wie Sie sagen, finde ich doch, daß Sie sich das Schwerste allein zuzuschreiben haben. Die Schuld Ihres Vaters ... verzeihen Sie mir, ich finde es nicht recht, daß Sie sie mit Unterschlagungen gedeckt haben ... kein Vater kann das beanspruchen ..."

„Ich weiß nicht", unterbrach Kent sie nachdenklich, „ich habe oft darüber nachgedacht ... als es zu spät war. Sie hätten es nicht getan, Fräulein Helli, für Ihren Vater?"

„Nein. Bestimmt nicht. Und dabei liebe ich meinen Vater sehr. Es ist einfach zuviel verlangt, finde ich. Auch daß Sie ihn vor Gericht geschont und sich dadurch alle mildernden Umstände verscherzt haben, finde ich falsch. Wo liegt da der Sinn? Daß Sie so schwer verurteilt wurden, hat der Ehre ihres Vaters kaum weniger geschadet als es die Aufdeckung seines sträflichen Leichtsinns getan hätte. Ich finde, daß ein Mensch, und besonders ein Mann, für sich selber einstehen muß. Die Art Edelmut, die Sie praktiziert haben, hat etwas Peinliches."

„Ja, vielleicht", sagte Kent. „Vielleicht haben Sie recht ... obwohl Sie ja richtige Einzelheiten nicht kennen ... zum Beispiel, daß ich unsagbar an meiner Mutter hing, daß ich es viel eher für sie als für meinen Vater getan habe. Aber natürlich — das eine ist so bedenklich, wie das andere. Sicherlich haben Sie recht: es war falsch von mir."

Eine Zeitlang schwiegen beide, dann wandte Helli sich ihm zu, deutete mit dem Kopf auf den Brief, der noch zwischen ihnen auf dem Tisch lag und fragte:

„Werden Sie nochmal in die Lage kommen, mir einen Brief zu schreiben wie diesen hier?"

„Ich muß meine Pflicht bis zu Ende tun", antwortete Kent rasch. „Ich weiß nicht, wie es ausgehen wird. Seitdem ich die Bande verlassen habe, bin ich vogelfrei. Ich werde der Polizei helfen, habe es schon getan, aber ... Das letzte halbe Jahr ist nicht aus der Welt zu schaffen. Wie wird die Polizei dieses halbe Jahr beurteilen?"

„Ist in dieser Zeit etwas so Schlimmes geschehen?" Hellis Augen hatten sich angstvoll geweitet.

Kent schüttelte den Kopf. „Nichts, auf dessen Abbüßung man nicht warten könnte."

Hellis Stimme klang ruhig und bestimmt: „Ich werde warten, wenn es nötig werden sollte."

Und das war der Anfang zeitloser Stunden, in denen ein verirrter Mann über die Güte, Bereitwilligkeit und Duldung eines Frauenherzens zu den Menschen zurückgefunden hatte.

Kent vergaß darüber alles, auch, daß er ein Verfolgter war und seine Gegner jeden Augenblick über ihn herfallen konnten. Helli stand auf, um zu gehen, doch Kent bat so flehentlich mit den Augen, daß sie sagte: „Gut, ich bleibe noch ..."

Er nahm sie in die Arme und küßte sie auf den Mund.

*

In der Zeit, wo Helli bei Kent war, fuhr ein Auto am Bühneneingang des Phönix-Theaters vor. In einen weißen Pelzmantel gehüllt, stieg die Lara aus und trat durch die Eisentür in die Bühnenräume ein. Ein Beamter des Theaters führte sie zu ihrer Garderobe.

„Ist Fräulein Born schon da?" fragte sie.

Der Beamte wußte nichts von Helli.

Vor dem Theater begann bereits die Wagenauffahrt. Die Menschen drangen in den Vorraum und verteilten sich an die Garderobe und über die Stockwerke, suchten ihre Plätze im Theater.

An den Kassen hingen Schilder: „Ausverkauft."

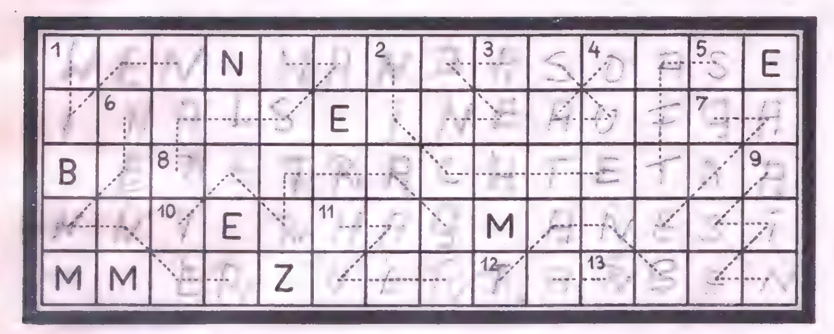
Es fehlten noch zehn Minuten bis Mitternacht und zum Beginn der Vorstellung. Die Lara ließ wiederholt nach Helli Born fragen. Man fand sie nicht.

„Und der Professor?" rief sie. Eine zitternde Erregung würgte sie im Hals. Ein Druck lag auf ihren Schläfen, und sie rieb sich mit Kölnischem Wasser ein. Dann mußte sie sich wieder pudern. Auch Born wurde nicht gefunden.

(Fortsetzung folgt)

Rätsel-Ecke

Wörterwirrwarr



Vom numerierten Feld aus sind, den punktierten Linien folgend, Wörter von nachstehender Bedeutung einzutragen. Sämtliche Buchstaben ergeben dann, zeilenweise gelesen, einen Ausspruch von Marie von Ebner-Eschenbach.

1. Stadt an der Donau, 2. weibliche Verwandte, 3. liegt am Übergang vom Roten Meer zum Indischen Ozean, 4. As im Kartenspiel oder zwei Augen im Würfelspiel, 5. nährende Flüssigkeit, 6. die untere Zahl im gewöhnlichen Bruch, 7. dänischer Komponist mit Vornamen Niels, 8. ist wohlriechend, lindernd, heilend, 9. Erdteil, 10. schriftliche Übereinkunft, 11. Baukörper. 12. stark jodhaltige Meerespflanze, 13. zehntausend davon ergeben erst einen Quadratkilometer.

RÖSSELSPRUNG

was	an	le	ben	wir	stets
wir	willst	die	dür	ben	ge
welt	stern	leh	nicht	be	fen
du	weil	sen	chr.	ge	müs
gen		le	re		ser
ben	wis	mor	un	sen	mir

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben: bast — bre — che — che — dar — del — do — eg — ei — ex — ge — genz — grim — i — i — ka — la — lan — lau — lud — ma — ma — mil — mis — na — nau — ne — nu — port — rei — ris — rus — sche — schi — se — sei — te — tik — tor — und — win — sind Wörter von folgender Bedeutung zu bilden. Die ersten und vierten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben einen Spruch.

1. Insel im Bodensee, 2. Laubbaum, 3. englischer Naturforscher, 4. landwirtschaftliches Arbeitsgerät, 5. Münzenkunde, 6. in der Tiersage Name des Wolfes, 7. eine als Muster dienende Form, 8. verheerender Sturm, 9. böswillig bereitete Schwierigkeiten, 10. Göttin des Regenbogens, 11. Saiteninstrument, 12. Stadt in Vorarlberg, 13. Ausfuhr, 14. Oper von Glinka, 15. giftige Gebirgspflanze.

WIE HEISST DER SPRUCH?

Mittag — Taugenichts — Monotheist — Mandarine — Freischütz — Genuß — Bisamratte — Gerberei — Alsleben — Mitglied — Gutenberg — Marketenderin — Rathaus — Tennisschläger — Legende — Jedem der obenstehenden Wörter ist eine Silbe zu entnehmen. Aneinandergereiht ergeben diese einen Spruch

ETWAS GEOGRAPHIE

Ourthe — Scioto — Glommen — Aspropotamos — Arno — Tornea — Rhein — Rio Negro — Maas — Regen —

Zu diesen Flüssen sind aus den unten angeführten Ländernamen die Staaten zu suchen, durch die oder in denen sie fließen. Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben der Länder eine Insel an der Küste bei New York

Argentinien — Deutschland — Griechenland, Italien — Liechtenstein — Luxemburg — Niederlande — Norwegen — Ohio — Schweden

ZUM ERGÄNZEN

Melo . . . — Rezi . . . ion — Phil . . . er — Ver . . . nst — Ze . . . äus — S . . . vogel — H . . . ertuch — Hun . . . t — . . . . all. An Stelle der Punkte sind Buchstaben einzusetzen, so daß sinnvolle Wörter entstehen. Fortlaufend gelesen, ergeben die eingesetzten Buchstaben einen Spruch.

AUFLÖSUNGEN AUS NUMMER 4

KREUZWORTRÄTSEL

Waagrecht: 1. Die verkaufte Braut. 10. Rike, 11. Lear, 12. Eifel, 13 Magen, 16. Hugin, 17. Iron, 18. Reh, 19. Tabu, 20. Bon, 21. Fabel, 23. Mai 24. Diele, 26 Armee, 27. nie, 28. Ei, 29. Mo., 30. Nil 31. Kur, 32. Semiramis, 33. Tee.

Senkrecht: 1. Drehbank, 2. Erfinder. 3. Vier, 4. Ekloge, 5. Ungebühr, 6. Behaim, 7. Raub, 8 Argument, 9. Tonsille, 14 Ara. 15. Ehe, 21 Feim, 22. Lamm, 25 Lee.

SILBENRÄTSEL

1. Eunuch, 2. Steiermark, 3. Situation, 4. Iltis, 5. Neon, 6. Deputation, 7. Nessel, 8. Innerste, 9. Cherubini, 10. Hutten, 11. Totem, 12. Amethyst, 13. Likör, 14. Lermontow, 15. Elefant, 16. Forelle, 17. Rahe, 18. Edinburgh, 19. Idealismus, 20. Deister. Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.

SPIEL MIT WÜRFELN

1. Gemüse, 2. Siegel, 3. Ganges, 4. Geisel, 5. Thomas, 6. Nachen, 7. Herold, 8. Fieber, 9. Tusche. 10. Affekt, 11. Anfall, 12 Spange. — „Müßiggang ist mancher Liebschaft Anfang"

DENKSPORTAUFGABE

Legen Sie drei Tabletten auf die rechte und drei auf die linke Waagschale. Sind beide im Gleichgewicht, so ist die gesuchte bei den übriggebliebenen zwei Tabletten und bei der zweiten Wägung leicht zu finden. Ist aber eine der Waagschalen schwerer, dann können Sie die schwerere Tablette unter diesen dreien auf folgende Weise herausfinden: Legen Sie je eine auf jede Waagschale, und sie finden die gesuchte Tablette entweder auf der Waage, oder es ist die übrige dritte!

KÖNIGSZUG

Ein Mensch hat draußen nicht viel Glück.
Er zieht sich in sich selbst zurück;
Zu keinem Aufwand mehr verpflichtet,
Doch seelisch recht gut eingerichtet
Führt er seitdem behaglich dort
Ein Innenleben mit Komfort.

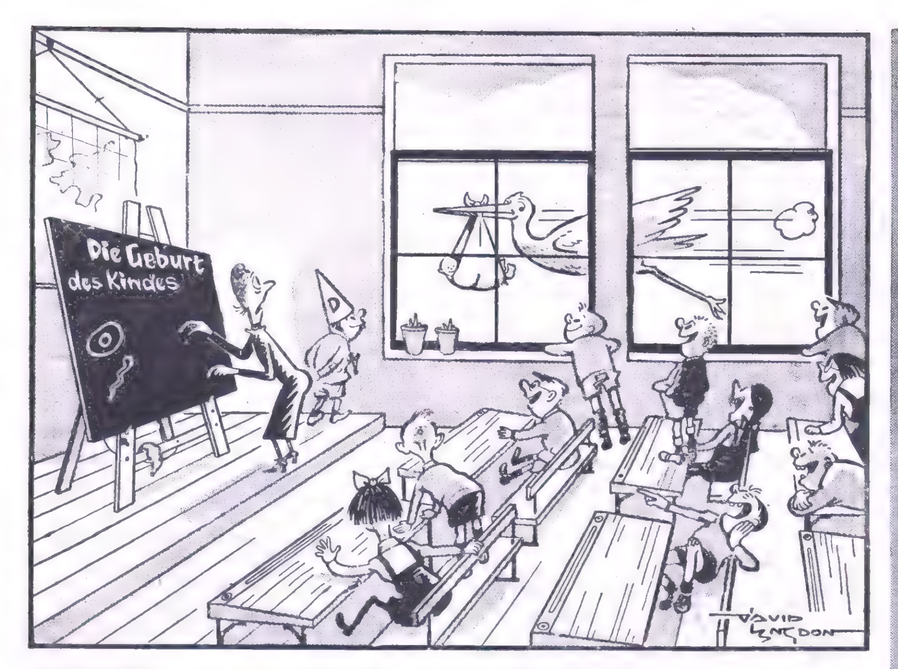
Eugen Roth

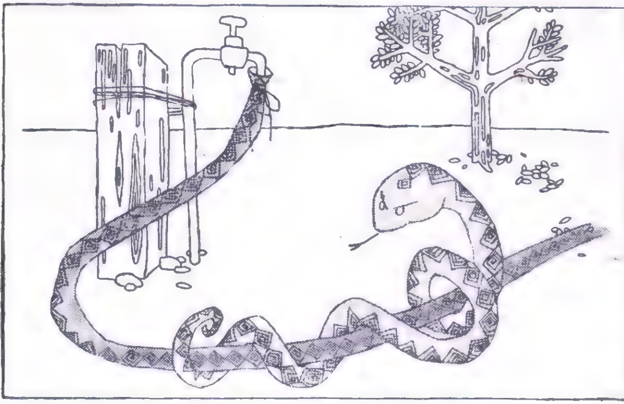
VORSETZRÄTSEL

Mostar — Irland — Nabob — Nashorn — Arnheim — Verband — Oswald — Nachteil — Bernstein — Ameise — Reform — Nürnberg — Hebamme — Ellbogen — Lenbach — Morast: Minna von Barnhelm

Herausgeber: Diedrich Kenneweg, Chefredakteur: Harald Lechenperg

Verlag Th. Martens & Co., G. m. b. H., München, Brienner Straße 46, Telefon 1123, 1175, 35604. Druck: München 13, Schellingstraße 39. Die aktuelle Illustrierte Quick erscheint jede Woche. Abonnements nehmen alle Postanstalten entgegen. Monatlicher Bezugspreis DM 1.70 (zuzüglich Zustellgebühr DM 0.09). Quick darf nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Verlages in Lesemappen geführt werden. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr 4 gültig. Printed in Germany





Der große Reinfall

Zeichnungen von Canzler, Harver, Hau, Langdon u. Peter Großkreuz

„Dann eben nicht, du kaltes Aas!"

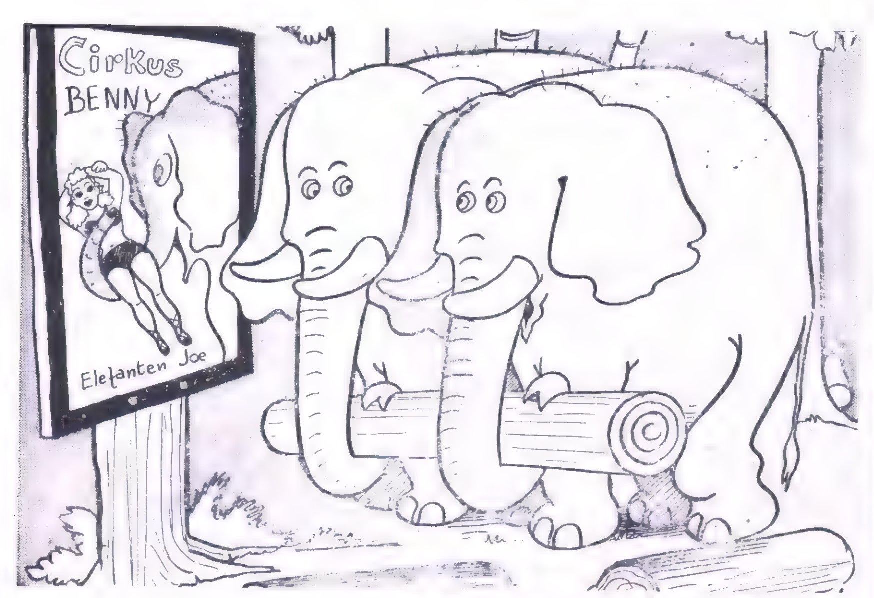
Tolle Geschichten



„Hallo! Hier ist die Sekretärin vom Sekretär der Sekretärin des Direktors!"



„. . . und dieser Bankraub vom 13. 9. geht doch auch auf Ihr Konto, wo steht er in Ihrer Steuererklärung, he?"



„Siehst du, so eine Stellung müßte man haben!"

„... ich imitiere nur Caruso!"

Zeichnungen: JOB

In Hollywood, zur Feier seines Geburtstages, gab Charlie Chaplin eine Gesellschaft. Während des ganzen Abends amüsierte er seine Gäste dadurch, daß er alle möglichen Bekannten nachahmte: Männer, Frauen, Kinder, seinen Chauffeur, seinen japanischen Diener, seine Sekretäre. Zum Schluß sang er in höchsten Tönen eine Arie aus einer italienischen Oper, und er sang sie herrlich.

„Nanu, Charlie, ich hab nie gewußt, daß du so prächtig singen kannst", rief einer seiner Gäste aus.

„Ich kann überhaupt nicht singen", erwiderte Chaplin, „ich imitiere nur Caruso."

*

Hilaire Belloc, der durch seine Weltreisen bekannt wurde, wanderte durch den Hafen von New York. Dabei traf er einen grauhaarigen Neger, der damit beschäftigt war, Kisten zu vernageln. In der einen Hand hielt er den Nagel, mit der anderen schwang er den Hammer, einmal, zweimal dem Nagel auf den Kopf, das dritte Mal — bumm! — auf seinen Daumen, der bereits dick geschwollen und blauviolett verfärbt war.

Belloc beobachtete das seltsame Spiel eine Zeitlang, regelmäßig traf der dritte Schlag den Daumen, und der Alte stöhnte gemartert auf. Schließlich erkundigte sich der Weltreisende nach dem Grund des seltsamen Verhaltens.

Der Neger grinste froh: „Gewiß, Massa, schmerzen tut es jedesmal ganz fürchterlich! Aber — wissen Sie — in der Zwischenzeit fühl' ich mich immer so sehr angenehm!"



*

In einem trübseligen Vorort von London lebt eine würdige, alte Dame, deren gesellschaftliche Stellung zwar hoch, deren Bankkonto aber erschreckend klein ist.

Diese Mrs. Stockwell erhielt auf Grund ihrer gesellschaftlichen Verbindungen eine Einladung zur Hochzeit von Prinzessin Elizabeth mit Philip Mountbatten, und sie sah sich dadurch vor das schwierige Problem gestellt, ein Hochzeitsgeschenk kaufen zu müssen. Verzweifelt durchstöberte sie alle möglichen Antiquitätenläden und Pfandleihen und entdeckte in einem alten Laden schließlich drei einsame Schachfiguren, die ihr gefielen. Sie waren offensichtlich von einem Meister geschnitzt, und der Preis von 15 Schilling war erschwinglich. Mrs. Stockwell kaufte sie, schrieb eine Glückwunschkarte und ließ sie in den Königspalast bringen.

Inmitten der übrigen kostbaren Geschenke, hoffte Mrs. Stockwell, würde ihre geringe Gabe wohl kaum auffallen.

Als die Hochzeitsgeschenke des königlichen Paares später zur Schau gestellt wurden, ging auch Mrs. Stockwell hin und spähte ängstlich umher. Aber sie konnte ihr Geschenk nirgends entdecken und wollte gerade erleichtert den Raum verlassen — da sah sie es, allein, unter einer Glasvitrine aufgebaut, und Dutzende von Besuchern starrten es voller Bewunderung an. Ein Plakat erklärte:

Über ein Jahrhundert sind diese kostbaren drei Schachfiguren im Königspalast vermißt worden. Bereits drei Generationen der königlichen Familie haben alles versucht, sie wiederzufinden. Mrs. Henry Stockwell hat sie uns als Hochzeitsgeschenk dargebracht. Ihre unschätzbare Gabe vervollständigt nun wiederum eins der schönsten und wertvollsten Schachspiele der Erde.

Mrs. Stockwell zog ihren abgetragenen Pelzkragen etwas fester um ihre Schultern und ging stolz in den kalten, sonnenklaren Novembertag hinaus.

*

Otto Reutter hatte im Berliner Wintergarten sein ‚In fünfzig Jahren ist alles vorbei . . .' gesungen und danach mit Freunden gezecht. Tief in der Nacht machte er sich schwankend auf den Heimweg. Von einer Litfaßsäule, die im Wege stand, wurden seine Schritte gehemmt. Er stand still und sann nach, dann streckte er die Hände aus, betastete die Säule mißtrauisch und wanderte, total benebelt und immer mit den Händen an ihr entlangfühlend, um sie herum. Einmal, zweimal, dreimal — achtmal . . .

Und dann hielt er inne, verzweifelt schlug er die Hände vors Gesicht, und ein furchtbares Stöhnen kam von seinen Lippen: „Entsetzlich! Lebendig eingemauert!"

*

Joseph Conrad sollte auf Grund seiner schriftstellerischen Verdienste in England geadelt werden, und er erhielt diese Nachricht durch einen Brief, dessen blauer Umschlag die Aufschrift „Königliche Dienstsache" trug. Wochenlang lag der Brief ungeöffnet auf Conrads Schreibtisch.



Schließlich schickte der Premierminister einen Boten zu Conrad, um zu erfahren, weshalb er sich nicht melde. Der Schriftsteller, stellte sich heraus, hatte Angst, den Brief aufzumachen. Er fürchtete, er sei vom Finanzamt.

*

Frau Eva, jungverheiratet, wollte auf der Bank einen Scheck einlösen, und sie war recht bestürzt, als der Bankangestellte sie bat, den Scheck vorher zu indossieren.

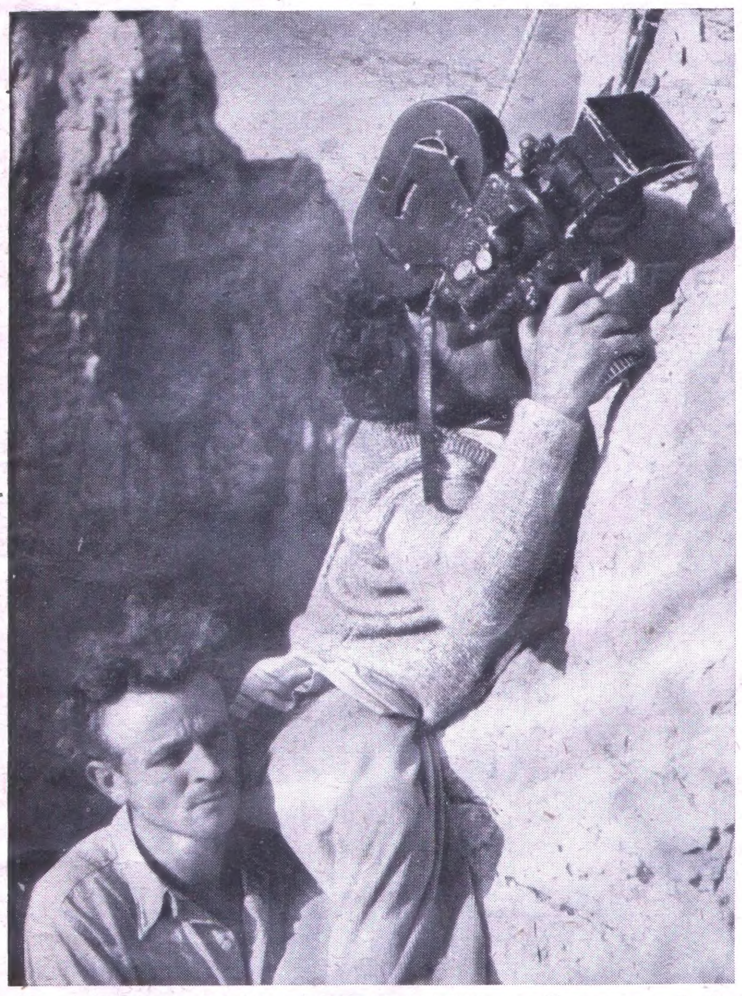
„Aber es ist ein richtiger Scheck", stotterte sie, „mein Mann hat ihn mir geschickt, er ist auf einer Geschäftsreise."

„Ja, liebe, gnädige Frau, er ist vollkommen in Ordnung. Aber, bitte, unterschreiben sie ihn auf der Rückseite, damit Ihr Mann sehen kann, daß Sie das Geld bekommen haben."

Frau Eva schien für einige Augenblicke tief in Gedanken versunken, dann ging sie tapfer zum Schreibpult und schrieb. Groß war das Erstaunen des Beamten, als er auf der Rückseite las: „In Dankbarkeit, Deine Dich liebende Eva.'



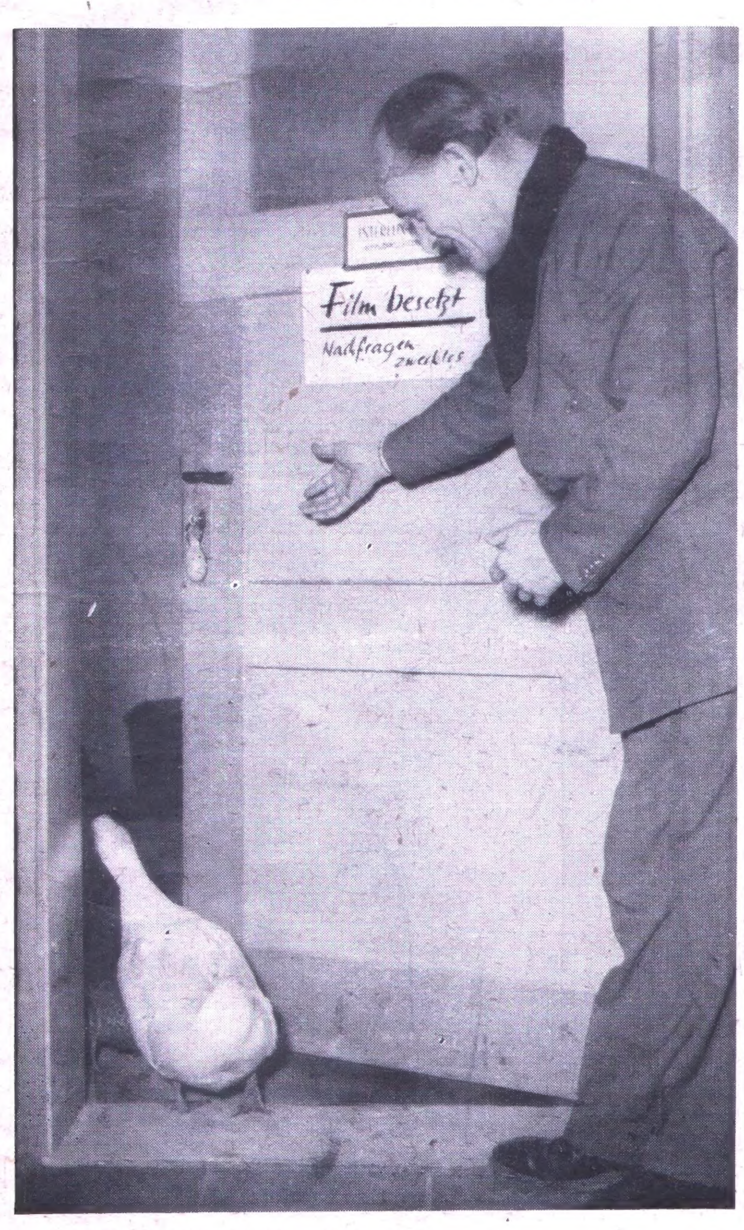
In der Hauptrolle: die QUICK!



FILMKAMERA AUF KLETTERSCHUHEN! Der Kameramann Paul Grupp dreht in zweitausend Meter Höhe eine Szene aus dem Film „Das Geheimnis des Hohen Falken". In diesem Berggipfelfilm, der zum größten Teil im Karwendel-Massiv abrollt, läßt Drehbuchautor und Regisseur Dr. Christian Hallig den Knoten der Handlung von jener Zeitschrift knüpfen, die Sie eben in Händen halten: der aktuellen Illustrierten „QUICK"!



„OB ICH SIE JETZT FINDEN WERDE?" Ein Journalist (Heinz Engelmann, links) hat sich in eine Frau verliebt, von der er nur ein Foto kennt. Vergeblich sucht er das Original. Da erscheint das Foto als Titelbild der QUICK. Der Pressefotograf (Peter Mosbacher) und seine reizende Freundin (Ruth Lommel) helfen dem Verliebten, zu suchen — und der Erfolg bleibt nicht aus! Die Unbekannte (Renate Schacht) wird als die Frau eines Bildhauers in den Bergen entdeckt! So läuft ein Filmdrama an, das erfüllt ist von Liebe, Eifersucht und tödlichem Haß.

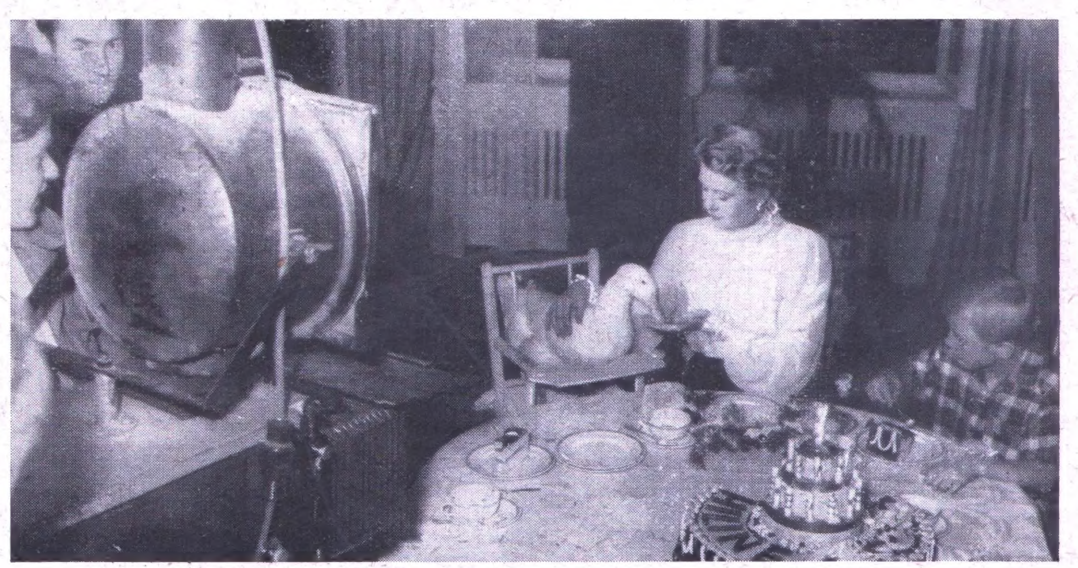


„BITTE, NACH IHNEN!" Der Aufnahmeleiter läßt dem Star „Isolde" höflich den Vortritt. Es sind Gagenfragen zu besprechen!



EIN AUTOR HAT HERZKLOPFEN! Helmuth Weiß hat sein neues Drehbuch einer hochbegabten Ente auf den schneeweißen Leib geschrieben. Bei einem Besuch, den sie ihm auf seinem Geiselgasteiger Schreibtisch abstattet, zeigt er ihr nun das Manuskript. Er schwört, daß sie sehr aufmerksam alles gelesen habe — und vor allem hätte sie mehrmals zustimmend genickt!

In der Hauptrolle: die Wunder-Ente!



„NICHTS OHNE ISOLDE!" ruft in dem Lustspiel mit dem Titel „Das geht doch zu weit!" Fita Benkhoff aus. Die Ente, die im Ateliergelände aufwuchs, wurde von Helmuth Weiß entdeckt — sie schnattert sehr intelligent und immer nur dann, wenn man es verlangt.

Foto: Alfred Strobel, Lutz / Karwendel-Film

Ehrgeiz, goldnes Haar und Eifersucht

„SCHIELT NICHT IMMER NACH PARIS!" rufen New Yorker Modeschöpfer den amerikanischen Frauen zu — sie haben ja selbst auch Ideen! Ein großer Schlager ist das „zurückgefegte" Hutbarett aus naturfarbenem Stroh. Es wird als die elegante Kopfbedeckung zum modernen kurzen Haar propagiert, die zurückgeschlagene Krempe wie das Samtband um den Hals werden als „romantisch" bezeichnet.



„NEIN UND NEIN! ICH TU ES NICHT!" Sandra Dorne, ein Londoner Star, weigert sich hartnäckig, der neuen Mode entsprechend kurzes Haar zu tragen. Dabei soll sie die Hauptrolle in dem Lustspiel „Dick Whittington" übernehmen, und gerade diese Rolle verlangt traditionsgemäß kurzes Haar — aber nein! Die schöne Sandra will ihre goldene Lockenpracht behalten, offenbar fürchtet sie, gleich Samson, mit den Haaren auch ihre Kräfte zu verlieren.

Etwas Ähnliches muß sich Bertus Verkay in Arizona auch gedacht haben. Er schabte aus glatter Eifersucht seiner rothaarigen Frau Doroty einen Stummelkopf zurecht (links). Im Bild unten zeigt er stolz die dazu benutzten Scheren und ein Rasiermesser — seit seiner Tat wird er übrigens mit Drohbriefen überschüttet. Ein Verfahren wegen Körperverletzung wurde gegen ihn eingeleitet.



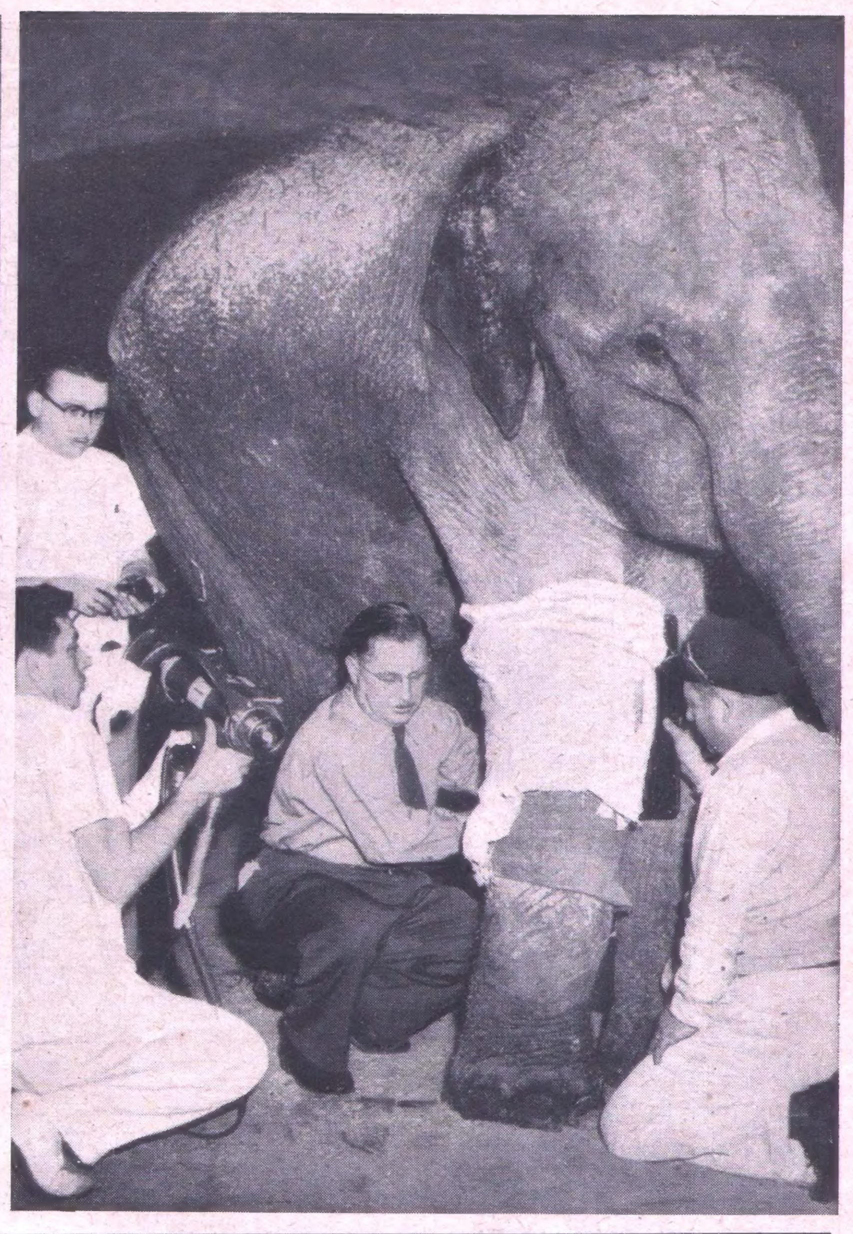
„DAS KLEID SCHAUT HERVOR? ABER NATÜRLICH, DAS IST SCHICK!" Ein knielanger Promenadenmantel, der in Times Hall, New York City, gezeigt wurde. Mit seinem strengen, knappen Schnitt, dem altmodischen braunen Velvet-Kragen und den aufgesetzten Taschenklappen wirkt er wie aus Großmütterchens Schrank — also ganz modern.

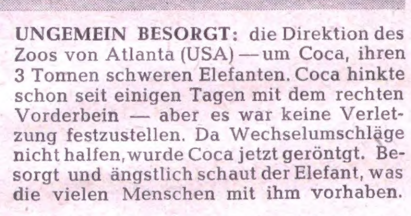


Fotos: AP, dpa, Mirrorpic



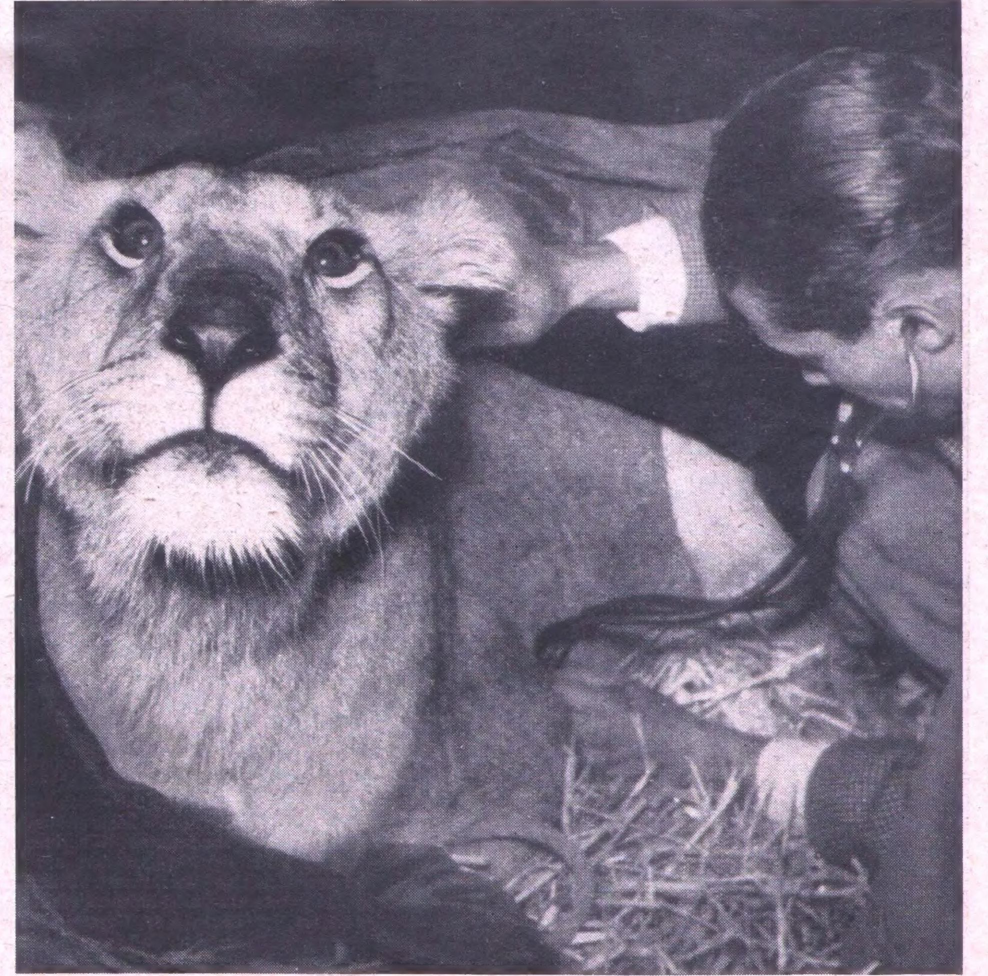
AUSSERST ERSTAUNT: der amerikanische Amateurboxer Joseph Mazzuca (links). Er traf seinen Gegner Roy P. Carlson genau auf den „Punkt"; Roy kippte sofort um. „. . . acht, neun, aus!" zählte der Ringrichter — und Mazzuca hatte den „Goldenen Handschuh" gewonnen, die höchste Auszeichnung des amerikanischen Amateur-Boxsports, das Sprungbrett für eine erfolgreiche Berufsboxer-Karriere.





UNGEMEIN BESORGT: die Direktion des Zoos von Atlanta (USA) — um Coca, ihren 3 Tonnen schweren Elefanten. Coca hinkte schon seit einigen Tagen mit dem rechten Vorderbein — aber es war keine Verletzung festzustellen. Da Wechselumschläge nicht halfen, wurde Coca jetzt geröntgt. Besorgt und ängstlich schaut der Elefant, was die vielen Menschen mit ihm vorhaben.





AUSSERORDENTLICH KRITISCH: der Zustand der Löwen eines Pariser Zirkus. Nach der Abendvorstellung waren sie in ihren Käfig zurückgebracht worden — und ihr Wärter vergaß, die Ventilation an ihrer dicht geschlossenen Behausung einzuschalten. Als man aufmerksam wurde, waren zwei Löwen schon tot; die beiden anderen — „Saida" und „Targa" — wurden von der Pariser Feuerwehr gerettet. Sirenenheulend kam sie an, und dann begannen mit Sauerstoffgeräten die Rettungsversuche (links). „Saida" und „Targa" kamen langsam wieder zu sich. Mit dem Stethoskop untersucht ein Tierarzt die zehnjährige „Saida" (oben); die Löwin blickt noch ganz „abwesend", gar nicht raubtierhaft-kühn, aber ihr Herz schlägt schon wieder.

Es geht alles vorüber . . .

Fotos: dpa, AGIP-Mauritius, UP

Quick
DIE AKTUELLE ILLUSTRIERTE



Salome um Mitternacht

Auf einem Münchner Faschingsfest der Künstlergruppe „Die Juryfreien" erscheint, wie Salome mit sieben Schleiern bekleidet, Suleika, ein junges Malermodell. Die Schleier, von bekannten Künstlern handbemalt und signiert, werden auf amerikanische Weise versteigert. Suleika, die anfangs wie ein Bali-Mädchen wirkt (links), verliert im Laufe der Versteigerung die sieben Schleier der Salome — denn der, der jeweils das letzte Gebot macht, erhält auch einen Schleier. Die Zuschläge werden vom Auktionator mit einem großen Malerpinsel erteilt (oben). Die Szene rollt in wenigen Minuten ab, die Spannung wird immer größer — plötzlich kommt ein Wirbel der Kapelle und tobender Beifall: der letzte Zuschlag ist erfolgt (rechts)! In der nächsten Sekunde bereits ist Suleika in ein langes Cape gehüllt und ein kleiner Faschingsspaß, wie er nur in der Schwabinger Atmosphäre entstehen kann, ist zu Ende — ein neuer Samba hämmert los . . .



Fotos: Hanns Hubmann